43|777|4

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Aloy's Blumauer's

ſämmtliche Werke.

Achter Band.

Dritte Auflage.

Wien, 1809.

SPC
89

Digitized by Google

Proſaiſche
Aufſätze

von

Aloy's Blumauer.

Dritte Auflage.

Wien, 1809.

Digitized by Google

Inhalt.

I.

Des Maurers Wort, eine Rede von Br. B***r. . . . . S. 1

II.

Rede über den Charakter des Maurers von Br. B***r. 9

III.

Rede über die Leiden und Freuden des menſchlichen Lebens von Br. B***r. . . . 16

IV.

Ueber den Kosmopolitismus des Maurers, eine Rede von Br. B***r. 23

V.

Verſuch einer Geſchichte der alten Ritterſchaft, in Bezug auf die Freymaurerey. Ein Fragment von Br. B***r. 31

Inhalt.

VI.

Erſte Spuren der Ritterſchaft und feſtgeſetzte Epoche derſelben = = = = S. 37

VII.

Erziehung der Ritter. Edelknabenſtand und Knappenſtufe = = = = = = = 65

VIII.

Beobachtungen über Oeſterreichs Aufklärung und Literatur von Blumauer = = = 98

I. Des

Proſaiſche Aufſätze.

Digitized by Google

I.

Des Maurers Wort,

eine Rede

von

Br. B*r.**

Aus dem Journal für Freymaurer, erſten Jahrgangs erſtes Vierteljahr.

Das Wort des Maurers iſt kurz, wahr, und heilig wie ein Schwur. An dieſen drey Eigenſchaften, meine Brüder, erkennt man die Rede des Maurers, eh noch Zeichen, Wort, oder Griff ihn ankündigen. Sie liegen in dem Weſen des Charakters, den er trägt, ſie ſind die Beweiſe ſeines höhern Seelenadels, die Documente ſeiner Redlichkeit, die Grundpfeiler des Vertrauens ſeiner Brüder, — und der Gegenſtand unſerer heutigen Betrachtung.

Digitized by Google

Das Wort des Maurers iſt kurz. Er iſt im Umgange weder ein Vielſprecher, noch Schönſprecher. Seine Rede iſt gediegen Gold, ſchwer an Inhalt; ſeine Worte ſind echte, gute, gangbare Münze; iſt es ein Wunder, wenn er damit Haus hält? Der Mann, deſſen Rede ohne Gehalt iſt, deſſen Worte Eyerſchalen ſind, aus denen der Inhalt herausgeblaſen iſt, hat nicht Urſache damit zu kargen; er muß verſchwenderiſch in Worten ſeyn, um ihren Mangel an Gewicht durch die Anzahl zu erſetzen. Und was koſtet ihm auch das Bischen gepreßte Luft aus ſeiner Luftröhre, das als Seifenblaſe aus ſeinem Munde fährt, und an dem nächſten Ohre zerpuſt? Der Maurer iſt auch kein Schönſprecher. Seine Rede iſt nackt, wie ſeine Seele, offen und durchſichtig, wie ſein Herz, ſchlicht und gerade, wie er ſelbſt. Seine Gedanken ſind nicht lichtſcheu, was ſollt' er ſie mit Nebel umhüllen; ſeine Abſichten nicht ſchwarz, — was ſollte er ſie übertünchen? Seine Empfindungen empfunden, — was ſollt' er Komödie damit ſpielen? Der Heuchler, deſſen Seele mit ſeinen Worten immer im umgekehrten Verhältniß ſteht, zieht um ſeine Gedan-

danken einen Dunſtkreis, der den Blick des Forſchenden auffängt; ſeine Abſichten ſind Eulen, die nur bey Nacht fliegen, und ſeine Empfindungen das Wetterleuchten der Kunſt. Iſt es nun ein Wunder, wenn er ſeine Worte ſchminkt und aufputzt, wenn ſeine Rede einhergeht, wie die Schlange in hundertfältigen Krümmungen, und ſich wie dieſe bey eines Menſchen Anblick in einen unauflöslichen Knoten zuſammen ſchlingt? — Der Maurer hat gelernt, mit Nachdenken zu ſprechen, kann er da ſchwatzen? Er kennt den engen Raum, der alle menſchlichen Kenntniſſe umſchließt, kann er ſich da einfallen laſſen, über alles in einem entſcheidenden Tone zu ſprechen? Er iſt an Behutſamkeit und Vorſicht gewöhnt, wird er da ſeiner Zunge nicht Wächter ſtellen? Er iſt ein Mann im edelſten Sinne des Wortes, wird er da plappern, wie ein Kind? und endlich hat er ſchweigen gelernt, ſchweigen, wie die Mauern ſeines Tempels; wird er da je zum Sklaven ſeiner Zunge werden? Ja, meine Brüder! das Wort des Maurers ſtirbt auf der Zunge, ſobald die Pflicht ihm den Mund ſperrt; aber es würde, wenn er

auch ſprechen darf, lieber ſterben, eh es in Geſtalt einer Lüge ſeine Lippen entehrte; denn

Des Maurers Wort iſt wahr! Der Maurer liebt die Wahrheit, ihr widmet er ſein ganzes Leben, ihr huldiget er bey ſeinem Eintritt in den Orden, ihre Pfade ſind es, auf denen er wandelt, ihr himmliſches Licht iſt es, zu dem er über alle Felſengebirge der Wiſſenſchaften hinanklimmt; ſie iſt es, der er ſich mit der Sehnſucht eines Liebenden ſtuffenweis nähert, ſie iſt es, von der er jeden Strahl, den ſie ihm zuwirft, mit gieriger Seele auffängt, ſie iſt es, in deren näherem, ungehindertem Anſchauen er ſeine ganze Glückſeligkeit ſetzt: und ſeine Worte ſollten nicht der Abglanz einer wahrheitliebenden Seele ſeyn? Seine Seele ſollte nicht gerade ſeyn, wie der Lichtſtrahl ſeiner Göttinn, nicht rein, hell und unbenebelt, wie ihr Antlitz? Seine Worte ſollten die Gedanken ſeiner Seele nicht eben ſo getreu abmahlen, als der zurückprallende Lichtſtrahl den Gegenſtand in dem Auge des Sehers? Seine Seele, die nur nach Klarheit ſtrebt, ſoll ſchwarze Lügen brüten, und die Wahrheit morden? Und warum ſoll jedes ſeiner Worte nicht wahr ſeyn?

Nennt

Nennt er nicht die, mit denen er ſpricht, Brüder? Darf er fürchten, daß ſein Wort in ihrer Seele Gift wider ihn werde? Weiß er nicht, daß das Geheimniß der Maurerey, und das dem Bruder anvertraute Wort einerley Siegel habe? Bürgt das Grundgeſetz einer allgemeinen Gleichheit ihm nicht auch für das Recht der Freymüthigkeit? Hat er Urſache, ſeine Rede zu übergolden, und ſein Wort auf den Zehen in das Ohr des Bruders gehen zu laſſen? — Ja, meine Brüder, wenn der Maurer nicht wahr ſpricht, nicht wahr ſprechen kann, ſo gibt es keine Wahrheit unter den Menſchen.

Aber des Maurers Wort kann nicht wahr ſeyn, wenn es nicht auch heilig iſt. Der Maurer ſpricht wahr, und hält auch, was er ſpricht. Sein Wort iſt That und ſein Ja Schwur. Jedes ſeiner Verſprechen iſt ein Wechſelbrief an ſein Herz, den es nie abläugnet, ausgeſtellt zu haben, und oft zahlt, eh der Termin verfloſſen iſt. Sein Richter iſt die Ehre, und ſein Verdammungsurtheil wäre Tod — Tod in dem Zutrauen ſeiner Brüder, Tod in dem Vertrauen der ganzen Geſellſchaft. Würde er wortbrüchig, ſo wä-

re ſein Wort bey den Brüdern das Wort eines Narren, ohne Kraft, Sinn und Bedeutung, ein leerer Schall, der im Ohre des Hörenden ſtirbt. Und warum ſoll der Maurer nicht Wort halten? Iſt er nicht Ritter? Trägt er allein dieſe Pflicht? Hält jeder Bruder, dem er ſein Wort gibt, es ihm nicht wieder? Werden ihm nicht für ein Wort, das er hält, tauſende gehalten? Gewiß, meine Brüder, ehe müſſen Rechtsſprüche, Eide und Namensunterſchriften ihre Kraft verlieren, ehe das Ehrenwort des Maurers unkräftig wird.

Worte ſind der Commentar zur Erkenntniß der menſchlichen Seele, bekannte Zahlen, aus denen ſich der unbekannte innere Werth des Menſchen ergibt; daher ſagt man zum Menſchen: Rede und du biſt! Sagt dieß dem Maurer, meine Brüder, und ihr werdet ihn an der Inhaltvollen Kürze ſeiner Rede, an der Wahrheit ſeiner Worte, und an der Heiligkeit ſeiner Verſprechen nie verkennen. Und ſo, wie des Maurers Wort, war der Inhalt meiner heutigen Rede — kurz, wahr, o möchte er euch, geliebte Brüder, auch heilig ſeyn!

II.

Rede

über den Charakter des Maurers

von

Br. B***r.

Aus dem Journal für Freymaurer, erſten Jahrgangs erſtes Vierteljahr.

Kein Geſchöpf iſt ſo vieler Modificationen, ſo vieler Verſchönerungen und Verunſtaltungen, ſo einer Vervollkommung und Herabwürdigung fähig, — als der Menſch. Jeder Stand, jede Lage drückt ihm ihre Formen ein, er iſt an die Verhältniſſe ſeines Standes gebunden, und wächſt mit ihnen, wie die Rebe an ihrem Stabe — in gerader oder krummer Richtung empor. Der aufmerkſame Beobachter wird dieſe Wahrheit auch durch den ehrwürdigen Orden der Freymaurerey beſtätigt finden. Die Bildung, welche dieſe ehrwürdige Mutter ihren Söhnen gibt, iſt zu ſichtbar, als daß ſie geläugnet werden könnte, und zu vortrefflich, als daß ſie nicht unſere ganze Aufmerkſamkeit verdiente. Sie gibt jedem ihrer Glie-

der einen eigenthümlichen Charakter, und in dieſem Charakter beſteht die ganze Würde des Maurers.

Ich darf mich kühn auf das Zeugniß eines jeden unſerer Brüder berufen, daß er nicht lange unter den bildenden Händen dieſer ehrwürdigen Mutter ſeyn konnte, ohne in ſeiner Art zu denken, zu empfinden und zu handeln einige Aenderung verſpürt zu haben. — Wie die Atmoſphäre auf den Körper wirkt, ſo wirkt der wohlthätige Geiſt des Ordens auf die Seele des Eingeweihten. Die Sphäre ſeines Geiſtes wird zuſehends weiter, die Beweggründe ſeiner Handlungen edler, und ſein Herz, das ſich vorher auf wenige Freunde einſchränken mußte, umfaßt nun eine Welt von Brüdern.

Man gibt die moraliſche Bildung des Menſchen für die erſte und unterſte Stufe der Freymaurerey, und gleichſam für den Reinigungsgrad des zu höhern Kenntniſſen beſtimmten Maurers an. In meinen Augen iſt dieß das Schönſte und Höchſte, was ſich weiſe Menſchen unter einander zum Ziele ihrer Arbeit machen können, und ich kenne unter allen möglichen Zwecken kei-

nen

nen, der unſern Orden ehrwürdiger machen könnte, als der.

Das Alter, in welchem die Freymaurerey den Suchenden aufnimmt, iſt gewöhnlich der Zeitpunct, wo der Jüngling zum Mann reift, wo ſeine Begriffe anfangen, ſich an einander zu ketten, und die Richtſchnur ſeiner künftigen Art zu denken und zu handeln, das iſt, die Grundlage ſeines Charakters zu bilden, wo die Erfahrung ſeine Ideen berichtigt und ergänzt, wo ſein Geiſt die Vorurtheile ſeiner Jugend abſchüttelt und ſeine Leidenſchaften kälter zu werden beginnen. Dieſer Zeitpunct, der für ſein ganzes Leben entſcheidet, was für ein Menſch er ſeyn wird, iſt gefährlicher als die beſtändige Ebbe und Fluth ſeiner ganzen Jugend. Wie leicht erkältet da mit ſeinen Leidenſchaften — auch ſein Enthuſiasmus für Wahrheit und Tugend? Wie leicht geräth er bey einer nähern Beleuchtung des innern Gehalts der Dinge auf den Wahn, daß Ehre — Ein Vorurtheil, Tugend — ein Fantom, und Redlichkeit ein Kleid ſey, das man nur im Angeſichte der Menſchheit trägt? Geſetzt nun, er wanke ſchon in ſeinen Begriffen von Ehre und Tugend, geſetzt,

ſetzt, er zweifle ſchon an dem Daſeyn wahrer in-
nerer Größe des Menſchen, nun führt ihn die
Freymaurerey in ihren Tempel. Da ſieht er eine
Anzahl edler Menſchen der Tugend opfern, hört
den Enthuſiasmus, mit welchem Männer von
ausgebildetſtem Geiſte von Ehre ſprechen, ſieht
Greiſe, denen das Wort Lüge das letzte Blut
in die Wange treibt, ſieht alle dieſe Menſchen ver-
ſammelt im Verborgenen Gutes thun, um des
einzigen Gedankens willen, — es gethan zu ha-
ben — ſieht es — und glaubt wieder an Ehre, Tu-
gend, und Redlichkeit.

Und eben das iſt es, verehr. Br.! was den ei-
genthümlichen Charakter des Maurers ausmacht.
Die vortrefflichen Grundſätze, welche die Frey-
maurerey ihren Zöglingen einprägt, die innige
Verbindung ſo vieler Edlen, die alles Zweydeu-
tige in irgend einem Charakter entweder ſich gleich
macht, oder auswirft, die beſtändige Uebung im
Wohlthun aus den edelſten Beweggründen, das
iſt es, wodurch die Freymaurerey ihre Glieder
vor Profanen kennbar macht. Sie geht ihre ei-
genen Wege in der Bildung des Maurers. Sie
läßt ſeinen Geiſt frey walten im unermeßlichen
Ge-

Gebiete des Wiſſens, aber ſie bannt ihn zugleich in den Kreis der Wahrheit; ſie nöthigt ihm keine gute Handlung ab, aber ſie will, daß, wenn er handelt, ſeine Beweggründe edel, und ſeine guten Thaten echtes Gold ſeyn, und in dieſem Verſtande, verehr. Br.! kann man mit Ruhm von der Maurerey ſagen, daß ſie Geiſter bannen und Gold machen lehre. Sie äußert ihre Wirkſamkeit vorzüglich da, wo das geſchriebene Geſetz nicht hinreicht. Sie baut ihre Vorſchriften auf das innere Gefühl des Wahren und Guten, und iſt gleichſam der Mittelpunct, in welchem ſich Religion und bürgerliche Geſetze die Hände bieten. Sie nennt keinen Gleißner fromm, und keinen Bürger, den nur Zwang an ſeine Pflicht bindet, tugendhaft. Noch mehr! In Fällen, wo das geſchriebene Geſetz Lücken läßt, oder durch willkührliche Deutungen zum Spinnengewebe gemacht werden kann, da vertritt ſie in dem Herzen des Maurers die Stelle des römiſchen Prätors, der Recht und Billigkeit handhabt, und nach ihrem Ausſpruche würde ein jeſuitiſcher Vorbehalt im Geiſte — eine Lüge, und die Gerechtſame eines ſterbenden Vaters ſein unerzogenes Kind mit dem

kargen Pflichttheil abzufertigen — unnatürliche Grauſamkeit heißen.

Sie thut noch mehr! Sie bildet das Herz des Maurers zur Freundſchaft — dieſem einzigen Gute hienieden, das ein menſchliches Leben ausdauert, und oft noch bis über die Grenze des Grabes hinausreicht. Sie lehret ihren Eingeweihten Verſchwiegenheit und Treue, und läßt ihm dann unter einer Anzahl der beſten Menſchen die Wahl.

Durch die brüderliche Gleichheit ihrer Glieder bringt ſie den Menſchen der Menſchheit näher, und da ſie ihn aller oft nur drückenden Conventionswürden entkleidet, reducirt ſie alle ſeine Anſprüche auf die einzigen wahren Vorzüge: — auf Weisheit und Tugend.

Selbſt die Geſellſchaft ſo vieler guten Menſchen wird dem Maurer eine Schule aller geſelligen Tugenden. Denn hier wirkt nicht der Soldat auf den Bürger, der Reiche auf den Aermern, der Große auf den Kleinen — hier wirkt der Menſch auf den Menſchen und dieſer gegenſeitige wohlthätige Einfluß erzeuget Gefälligkeit, Wohlwollen, Beſcheidenheit und Anſtand in dem Betragen des Maurers.

Wenn wir nun, verehr. Br.! alle dieſe einzelnen wohlthätigen Strahlen jenes Lichts, das in unſerem Heiligthum leuchtet, in einen Brennpunct ſammeln, ſo finden wir, daß der ausgebildete Maurer auf der Stuffenleiter menſchlicher Größen den erſten Rang behaupte, daß er mit allen Zwecken der Menſchheit in vollkommenem Einklang ſtehe, daß er nothwendig der beſte Bürger, der treueſte Unterthan, der unbeſtechlichſte Richter, der redlichſte Freund, der beſte Vater ſeyn müſſe, weil er der beſte Menſch iſt: wir ſehen aber auch, daß die mühſame Pflege des innern Menſchen die eigentliche Arbeit des Maurers, und das Vermögen, ſich ſelbſt zu beherrſchen, das höchſte Aufgeboth ſeiner wahrhaft königlichen Kunſt ſey.

Und in dieſer innern Menſchengröße, verehr. Br.! liegt die wahre Würde des Maurers. Die Stuffen, die zu dieſer Größe hinanführen, ſind die eigentlichen Grade der Freymaurerey, und die Kunſt, den höchſten Gipfel derſelben zu erklimmen, iſt jenes große Geheimniß, das gewiß ſo lange unentdeckt bleiben wird, bis ein Maurer mit Hülfe derſelben dieſen Gipfel erſtiegen hat.

III.
Rede
über die
Leiden und Freuden des menſchlichen Lebens
von
Br. B***r.

Aus dem Journal für Freymaurer, erſten Jahrgangs zweytes Vierteljahr.

Der Maurer reiſt, das heißt der Maurer lernt Leben. Sie machten, meine Brüder! eine zweyfache Reiſe, eine Lehrlingsreiſe auf einem unebenen dornichten Pfade, und eine Geſellenreiſe auf einen ebenen und blumichten. So, meine Brüder! reiſt der Menſch durchs Leben, er durchwandelt erſt als Lehrling die ſteilen Wege des Unglücks, und dann betritt er als ein Weiſer die Roſenpfade des Glücks. Aber er wird die Geſellenreiſe des Vergnügens nie mit Vortheil machen, wenn er nicht vorher die Lehrlingsreiſe durch Widerwärtigkeiten gemacht hat, und er wird die mühſame Lehrlingsreiſe wieder von

von vorne anfangen müſſen, wenn er nicht den Pfad der Freude als ein Weiſer zu durchwandeln weiß; das heißt: er wird nie luſtwandeln, ohne je geklettert zu ſeyn, und er wird ſein Lebelang klettern müſſen, wenn er nicht mit Weisheit luſtwandelt. Nimmer wird der genießen, der nie gelitten hat, und immer wird der leiden, der nicht zu genießen verſteht. Dieſe doppelte in der Natur des Menſchen liegende Wahrheit, iſt es, meine Brüder! auf welche Sie die Maurerey durch ihre zweyfache Reiſe aufmerkſam machen wollte.

Es giebt kein Licht ohne Schatten, keine Tugend ohne — zum mindeſten — möglichen Laſter, und keine Freude ohne Leid. Dieſes durch die phyſiſche und moraliſche Welt gleich fortlaufende Naturgeſetz iſt es, was die Kunſt zu leben ſo ſchwer, aber dennoch für den Weiſen ſo unentbehrlich macht. Freude und Leid theilen ſich in unſer Leben wie Tag und Nacht und Luſt und Schmerz wechſeln in unſerer Seele nicht ſelten ſo geſchwind mit einander, daß oft die Thräne des Leidens im Auge noch nicht verſiegt iſt, wenn ſchon ein Freudenlächeln auf der Lippe ſchwebt.

Aber wohl dem, meine Brüder! der gelitten hat, denn er weiß, warum er ſich freuet! Man ſagt etwas ſehr Unbeſtimmtes und Schiefes, wenn man ſagt: Leiden ſey die Würze der Freude. Das Leiden würzt die Freude nicht, es erzeugt Freude, es iſt das vorausgeſezte Bedingniß ihres Daſeyns: und kann die Würze das? — Freut ſich der liebende Sohn wohl ſeines Vaters, wenn er ihn Jahrweiſe ohne irgend eine Veränderung um ſich hat? Wird wohl ohne Anlaß ein Ausdruck der Freude an ihm ſichtbar? und muß man ihn, wenn man ſeinen Seelenzuſtand kennen will, nicht fragen, — ob er ſich freue? Aber er weine nur einen Tag am Bette ſeines zwiſchen Leben und Tod ſchwankenden Vaters, und er wird aufjubeln, wenn er ſich ihn wieder gegeben ſieht, und jeder Gedanke, jeder Rückblick auf die Scene ſeiner Leiden giebt ſeiner Seele einen neuen Genuß von unausſprechlicher Freude. So, meine Brüder! gattet ſich Wonne mit Schmerz, die wohlthätige Natur verband beyde, und wer das Leiden von uns nähme, der würde uns ſicher auch die Freude rauben.

Die

Die Phantaſie, meine Brüder! dieſe dem Anſchein nach ſo zweydeutige Gabe der Natur, die mit uns auf den Flügeln unſerer Wünſche ſo haſtig nach dem Ring der Freude rennt, und uns, wenn wir ihn gehaſcht haben, ſo ſchnell verläßt, dieſe Despotinn, die mit unſerm Herzen oft ſo grauſam Ball zu ſpielen ſcheint, die jede unbefriedigte Begierde unſerer Seele himmelan treibt, und die befriedigte höchſtens nur nah an der Erde fortkollert, dieſe eigenſinnige Zauberinn, dieſe ſo grauſamtreue Gefährtinn im Unglück, die ſo geſchäftig iſt, uns unſre Leiden mit allen Farben ihres Zauberpinſels auszumahlen, und die uns im Glücke ſo ſpröde thut, ſo unthätig wird, uns den Genuß der Freude zu erhöhen, dieſe Feindin unſerer Glückſeligkeit, die unaufhörlich Wünſche in uns erzeugt, deren Befriedigung ſie uns mit Eckel lohnt, wird doch für uns eben dadurch wohlthätig, wodurch ſie uns elend zu machen ſcheinet: ſie ſchärft mit dem Gefühle der Leiden auch unſer Gefühl für Freude, und macht uns das Vergnügen um ſo theurer, jemehr Leiden uns daſſelbe gekoſtet hat. Die Freude, meine Brüder, die uns nach langen Qualen

der Sehnſucht, nach vielen fehlgeſchlagenen Hoffnungen, und hundert überſtandenen Kränkungen doch endlich zu Theil wird, gleich einem mit Schmerzen gebornen Kinde, das der Mutter um ſo viel lieber und theurer wird, jemehr Leiden ſie daſſelbe gekoſtet hat! Ohne Phantaſie, ohne dieſe Unruhe an dem Uhrwerke unſrer Seele würde unſer Leben einem unbeweglich ſtill ſtehenden Sumpfe gleichen, der keine Spur ſeines Daſeyns von ſich giebt, als den Geſtank, womit er ſich am Ende ſelbſt vergiftet. Und dieſer Zuſtand der Gleichgültigkeit, Unempfindlichkeit und Stumpfheit des Sinnes wäre gewiß ein weit größeres Uebel, als die immerwährende Ebbe und Flut des Wohls und Wehs auf dieſer Erde.

Und was gewinnt der ununterbrochen Glückliche? reizt ihn ein Gut mehr, an das er gewöhnt iſt, und läßt nicht der immer gleiche Genuß der Freude eine Leere in ſeinem Herzen zurück, die kein Gut der Welt auszufüllen vermag? Nagt nicht der in ſteter Ruhe brachliegende Geiſt am Ende an ſich ſelbſt, und ſind nicht gerade die in unſern Augen, glücklichſten Menſchen d e die größten Selbſtpeiniger? Giebt es nicht viele, die vor

lau=

lanter Glück unglücklich ſind? Und warum quälen dieſe Leute, die von außen nichts quält, ſich ſelbſt? Scheint es nicht, daß ein geheimer Inſtinkt ſie antreibe, ſich durch Leiden für die Freuden empfänglicher zu machen, und ſcheinen ſie's nicht, ohne ſich's bewußt zu ſeyn, zu fühlen, daß man ohne zu leiden ſich nicht freuen könne?

Alſo, meine Brüder! laſſen ſie uns immer damit zufrieden ſeyn, daß die Roſen auf Dornen wachſen, aber laſſen Sie uns auch die Roſen dieſes Lebens ſo brechen, daß ſie uns nicht unter den Händen verwelken. Die Kunſt, das Leben zu genießen, iſt vielleicht ſchwerer, als die Kunſt, unter der Laſt der Leiden nicht zu erliegen. Der natürliche Gegendruck, mit welchem die Seele jeder drückenden Laſt des Uebels entgegenarbeitet, ſcheint ihr bey dem Uebermaß der Freude verſagt zu ſeyn, und es gehört mühſam erworbene Weisheit dazu, um ſich nicht jeder, — zumal ſinnlichen Luſt trunken in die Arme zu werfen, und ſich nicht der zerſtörenden Wuth ihres unbändigen Muthwillens preis zu geben. Die Freude iſt ein Weib, ſie herrſcht, wenn ſie nicht gehorchet. Weh dem, der ſich ihr blindlings über-

 läßt!

läßt! Sie ſchert den Simſon, der in ihrem Schooße ſchläft, zum Weichling, und zwingt ihn die Hefen zu trinken, die der Weiſe in ihrem Becher zurückläßt. Uebermaaß gebührt Rauſch und Ueberſättigung. Der Zecher trinkt nur einmal in ſeinem Leben, immer berauſcht, weiß er nicht, daß er trinket, und ſo hat er in dem erſten Rauſch auf Lebelang die Luſt des Trinkens vertrunken. Nicht ſo der Weiſe, meine Brüder! Er ſtürzt den Becher der Freude nie auf einen Zug aus, er ſpart heute, damit er morgen nicht darbe, und weiß, daß man durſten müſſe, um immer mit Luſt zu trinken. Alſo laſſen Sie uns, meine Brüder, mit dem Vergnügen haushalten, laſſen Sie uns an der Quelle der Freuden ſo ſchöpfen, daß ſie nicht eher, als mit unſerm Leben verſiegt, laſſen Sie uns zuweilen etwas verſagen, um uns öfter noch mehr zu erlauben, mit einem Worte, laſſen Sie uns Wenig genießen, damit wir Viel genießen mögen.

Da ſie aber heute Ihre angenehme Geſellenreiſe Hand in Hand geſchlungen machten, ſo erinnern Sie Sich, daß man die Freuden dieſer Welt nie in einem höhern Grade empfindet, als wenn man ſie Hand in Hand mit ſeinen Brüdern genießt.

IV.

Ueber den Kosmopolitiſmus des Maurers, eine Rede von Br. B***r.

Aus dem Journal für Freymaurer, zweyten Jahrgangs drittes Vierteljahr.

Groß und vielumfaſſend iſt das Ziel des Maurers, weit der Wirkungskreis ſeines Geiſtes und Herzens, unabſehbar das Feld, worauf er arbeitet. Wie der Maurer das Licht erblickt, wird er der Wahrheit und Menſchenliebe geboren; ſo weit alſo das Gebiet der Wahrheit iſt, ſo groß iſt die Heymath ſeines Geiſtes, und ſo weit die Grenze der lebenden Menſchheit reicht, ſo groß iſt das Vaterland ſeines Herzens. Es iſt in dem ganzen All der Schöpfung kein Punct, der dem forſchenden Geiſt des Maurers nicht Stoff zum Betrachten darböte; und es iſt auf dem ganzen

Erdenrunde kein Fleckchen, wo ſein liebendes Herz nicht einen Gegenſtand ſeiner Wohlthätigkeit in einem Menſchen — fände. Drum, meine Brüder! finden ſich in jeder Zone des Erdbodens Maurer, und eben darum muß ein ächter Bruder dieſes Bundes ſowohl von Seiten des Geiſtes als des Herzens — ein Weltbürger ſeyn.

Wahrheit iſt das Element des Maurers, das Ziel, zu dem ſein Geiſt hinanſtrebt, der Lichtquell, nach dem ſeine Seele durſtet. Und dieß Element, worinnen er lebt, weht durch das All der Schöpfung. Ueberall, in der ganzen ſichtbaren Natur, wächſt der Baum des Erkenntniſſes, worauf ihm Nahrung für ſeinen Geiſt und Labſal für ſeinen Durſt nach Wahrheit entgegenwinkt. Da er weiß, daß dieſe Gabe des Himmels an keine Jahreszeit, an keinen Himmelsſtrich gebunden, überall unter dem Tritte des aufmerkſamen Wanderers emporſprießt, ſo pflückt er ſie, wo er ſie findet, unbekümmert, ob irgend ein lichtſcheuer Zelote dieſe Stätte verflucht, oder irgend ein Generalpächter des menſchlichen Verſtandes ſich den Alleinbeſitz aller Wahrheit vorbehalten hat. Ueberzeugt, daß die weiſe Hand des

Schöp=

Schöpfers den Saamen des Wahren, ſo wie den Saamen des Guten durch die ganze Schöpfung ausgeſäet hat, ſucht er die Wahrheit nie an einem Orte, ſchwört nie auf das Wort eines Lehrers, der ihm nur ſeinen Tempel, als die Quelle alles Lichts anpreiſt, und folget nie einem Schwarme maureriſcher Sectiker, die gleich den Heiden nur nach Delphos um Wahrheit wallfahrten.

Dem Maurer iſt jede Kenntniß, jeder Aufſchluß willkommen. Er hat keine Vorliebe für gewiſſe Wahrheiten, er denkt nie einſeitig, und hängt nie mehr nach einer Seite, als nach der andern hin. Der Gang ſeines Geiſtes iſt der feſte Tritt eines Mannes, der prüfend auf ſeinem Wege links und rechts ſieht, und ſich durch keinen ſchmeichelnden Zuruf, durch keinen täuſchenden Schimmer blenden läßt. In welch gleißendem und prächtigem Kleide ihm auch mancher, der ſeinen Geiſt gefangen nehmen will, ſeine Wahrheiten darſtellt, er geht keinen Schritt ſeitwärts; denn da er weiß, daß die Wahrheit gewandlos iſt, wie kann er ſie eines Kleides wegen lieben?

Der Maurer ſcheut keine Wahrheit; er ſucht,

liebt und ehrt ſie, und ſtörte ſie ihn auch aus dem ſüßeſten Traume, koſtete ſie ihm auch die Ruhe ſeines Lebens. Sein Blick iſt der Blick des Adlers in die Sonne, er wird nicht geblendet, nicht zurückgeſchreckt von ihrem Lichte; und wenn andere ſchwächere Seelen, die kein helleres Licht als die helldunkle Miſchung von Irrthum und Wahrheit ertragen können, bey jedem Lichtſtrahl der Wahrheit über Augenwehe klagen, ſieht er feſten Blickes der Wahrheit ins Angeſicht und labt ſeinen lichtgewohnten Geiſt an ihrem allverklärenden göttlichen Schimmer.

Der Maurer iſt duldſam gegen die Irrthümer. Er weiß, wie ſchwer es ſey, die Wahrheit von den Schlacken zu reinigen, die ihr im Durchzuge durch die Köpfe der Menſchen ankleben. Er weiß, wie groß das Gebiet der Wahrheit; und wie kurz der Blick, wie gering und wie bald ermüdet die Kraft des Wanderers ſey, der es durchwandeln ſoll. Er kennt alle die Verwandlungskünſte des Irrthums, der in hundert täuſchenden Geſtalten Wahrheit lügt, und nur zu oft, von Gewalt und Anſehen, von Geſetzen und Bannflüchen unterſtützt, im Reiche der Wahrheit das

Bür=

Bürgerrecht erhielt. So, meine Brüder! denkt der Maurer, ſo iſt er ein Weltbürger von Seite des Geiſtes — ein Menſch, der die Wahrheit aller Orten umfängt, wo er ſie findet.

Aber wenn der Maurer als ein Weltbürger denkt, ſo muß er auch als ein Weltbürger handeln: der Wirkungskreis ſeines Herzens kann nicht enger ſeyn, als die Sphäre ſeines Geiſtes, und er kann unmöglich jede Wahrheit ehren, ohne alle Menſchen zu lieben. Hierinn, meine Brüder! erkennen wir das große Geſetz der Gleichheit, das eine der glänzendſten Stützen unſres königlichen Ordens iſt. Nicht alle Menſchen gleich machen (denn dieß wäre eine Schimäre, derjenigen nicht ungleich, wodurch mancher Maurer einer Schöpfergewalt über Geiſter und Metalle ſich anmaßt) alſo nicht alle Menſchen einander gleich machen, ſondern alle Menſchen gleich lieben, iſt das ſchöne, große und erreichbare Ziel, das die Hand der Natur dem Herzen des Maurers aufgeſteckt hat. Der Maurer dient der Menſchheit, dient ihr unter allen Zonen, unter allen Regierungsformen, öffentlich oder heimlich, wie kann da ein Land, eine

Stre-

Strecke des Erdbodens ausſchließende Anſprüche auf ſein Herz haben? Der Maurer liebt nur ſtrenge Wahrheit, wiegt den Menſchen nur nach ſeinem inneren Gehalte, erkennt nichts als das Verdienſt für den Maaßſtab ſeiner Wohlthätigkeit; wie kann er da den Unverdienten (und wär's auch ſein Bruder) dem Verdienten vorziehen? Wie kann er bey dem Geſetz einer allgemeinen, nach Verdienſt gleich vertheilten Liebe ſeiner Privatneigung auf Koſten der Gerechtigkeit, und der Bruderliebe auf Koſten der Menſchenliebe fröhnen?

Es iſt leider ein trauriges Loos beynahe aller menſchlichen Geſellſchaften, Verbrüderungen und Orden, daß die Glieder derſelben, immer nur auf den Mittelpunct ihres Bundes hinſehend, einander den Rücken kehren, und daß die Grenze der Geſellſchaft immer auch die Grenze ihres Antheils und ihrer Menſchenliebe wird. Noch mehr: eben der geſellige Trieb, eben dieſer wohlthätige Hang des Menſchen zur nähern Verbrüderung mit ſeines Gleichen ſcheint von jeher unter den Menſchen Haß, Verfolgung und Empörung angezettelt zu haben. Immer haßte der Bramine

den Derwiſch, der Augur den Aruſper und der ſchwarze chriſtliche Mönch den braunen. Dieſem, wie es ſcheint, unvermeidlichen Fluche, der eine ſo große Menge menſchlicher Geſellſchaften zu eben ſo vielen gegen das Wohl der Menſchheit ſtreitenden Factionen macht, ſcheinen die Geſetze unſers ehrwürdigen Ordens dadurch vorgebeugt zu haben, daß ſie die Glieder deſſelben zu einer allgemeinen gleichvertheilten Menſchenliebe verbinden. Groß iſt das Geſetz, meine Brüder! aber klein die Anzahl derer, die es erfüllen. Das Herz des Maurers ſoll die ganze Menſchheit umfaſſen, ach, und es umfaßt oft die Menſchen eines Landes, die Brüder eines Bundes; die Anhänger eines Syſtems, die Glieder einer Loge nicht: der Eingeweihte ſchimpft auf den Profanen, der Profane läſtert den Eingeweihten: und ſelbſt mitten im Bunde der allgemeinen Menſchenliebe ſieht man Secten, die einander verketzern, Logen, die durch Neid und Eiferſucht entzweyt, einander verfolgen und einzelne Glieder, die Brüder gegen Brüder hetzen und in dem Schooße der Bruderliebe den Greuel der Guelfen und Gibelinen erneuern.

Laſ=

Laſſen Sie mich, meine Brüder! meinen Blick von einem Bilde wegwenden, das ich zur Ehre unſers Ordens und zur Schonung der Edlen, deren Herzen noch nie von Sectirſucht, Neid und Partheigeiſt vergiftet worden ſind, nicht ausmahlen will. Laſſen Sie uns vielmehr den Namen verdienen, den wir tragen; laſſen Sie uns freye Maurer ſeyn, das iſt, Männer freyen Geiſtes und Herzens, die mit unbefangener Seele jeden Strahl der Wahrheit auffangen, und mit reinem, unverdorbenem Herzen alle Menſchen lieben! Laſſen wir nie die Gleichförmigkeit der Meinungen mit den unſrigen zum Maaßſtab unſrer Liebe werden! Laſſen Sie uns vielmehr alles, was wahr iſt, ehren, damit wir nie Urſache finden, den Anhänger irgend einer beſonderen Wahrheit zu verachten!

V.

V.

Verſuch einer Geſchichte der alten Ritterſchaft, in Bezug auf die Freymaurerey.

Ein Fragment
von
Br. B*** r.

Aus dem Journal für Freymaurer, dritten Jahrgangs zweytes Vierteljahr.

Vorerinnerung.

Nichts macht hiſtoriſche Unterſuchungen weitläuftiger, langwieriger, und verworrener, als wenn man in Erörterung des Urſprungs eine Sache von dem bloſſen vieldeutigen unbeſtimmten Namen derſelben ausgeht, ohne vorher einen genauen Begriff von dem feſt zu ſetzen, was von ihr man eigentlich unterſuchen wolle. Daher kömmt es, daß man ſich an ſo vielen Länder-, Völker-

und Ordensgeſchichten meiſt ehe müde lieſt, bevor man auf das kommt, was man davon wiſſen will. Daher fangen ſo viele Geſchichten mit Erſchaffung der Welt an. Daher findet Anderſon ſchon an Gott Vater den erſten Freymaurer, weil er die Welt gebaut hatte, und es braucht nur das Wörtchen bauen, oder einen Bau entwerfen, um zu beweiſen, daß die Freymaurerey eben ſo alt, als Gott ſelbſt, und folglich von Ewigkeit her ſey, wiewohl auf der andern Seite das nämliche Wörtchen bauen auch den Biber zu einem Freymaurer in optima forma machen müßte. Es würde daher bey Unterſuchung der Geſchichte der alten Ritterſchaft und ihres Bezugs auf die Freymaurerey ein leichtes ſeyn, den Urſprung des geſammten Ritterordens auf die Etymologie zu gründen, und aus dem Worte Ritter, das in unſerer Mutterſprache eben ſo gewiß von Reiter, als Eques von Equus und Chevalier von Cheval u. ſ. f. hergeleitet wird, zu beweiſen, daß der erſte Reiter der erſte Ritter war, und daß folglich die Ritterſchaft eben demjenigen ihren Urſprung zu danken habe, der der erſte ein Pferd beſtieg. Wobey man noch das Vergnügen hätte, unſerem

Rit-

Ritterorden ein weit höheres Alter zu geben, als ſelbſt die ehrwürdigen Karmeliter dem Ihrigen zu geben im Stande ſind, weil es gewiß iſt, daß man weit eher auf Pferden ritt, als Elias auf dem Berge Karmel zum erſten Karmeliter ward. Auch fehlt es der Ritterſchaft wirklich nicht an ähnlichen Behauptungen: Hermant in ſeiner Histor. relig. ordres militaires. Rouen, 1698 behauptet: die Ritterſchaft ſey ſo alt, als die Kriege, folglich ſo alt, als die Welt, und zeigt uns Ritter die Menge unter Nimrod, Ninus, und Zoroaſter. Seiner Meinung nach konnten die Ehren, die Pharao dem Joſeph erwies, nichts weniger ſeyn, als ein Ritterſchlag. Er folgte hierin dem Du Bern Juſtiniani, *) der den König Pharao zum Stifter aller Ritterorden macht. Sanſovin läßt Gott ſelbſt durch Moſes und Joſua dieſer Ehre genießen. **)

Aber um all das zu vermeiden, will ich es mein er=

*) Historie Cronolog. dell' orig. degl' Ord. milit. Venet. 1692. Fol. T. I. c. 1. p. 2.

**) Delle orig. de Cavalieri.

erſtes Geſchäft ſeyn laſſen, den Standpunct meiner Unterſuchung genau anzugeben, und mir ſelbſt die Schranken vorzeichnen, innerhalb welchen ich mich bey der Behandlung des mir vorgelegten Stoffes zu halten habe.

Ich verſtehe unter dem Namen der alten Ritterſchaft jenen in den Zeiten des Mittelalters beynahe in ganz Europa eingeführten geſetzmäſſigen Ritterorden, der von dem geſammten Adel damahliger Zeiten allgemein angenommen und als ein wichtiges politiſches Etabliſſement, als eine öffentliche Schule der Tapferkeit angeſehen wurde, jenen Ritterorden, der ſeine eigenen Geſetze, ſeine eigenen Gebräuche und Ceremonien, ſeine eigenen Rechte und Privilegien, ja ſogar ſeine eigene Moral hatte, deſſen Mitglieder eine beſondere und zwar die wichtigſte Claſſe der damahligen Menſchheit ausmachten, der mehrere Jahrhunderte durch der Sitte und Denkart von ganz Europa eine ganz eigenthümliche Liverey gab, davon noch in der unſerigen hie und da einige Flecken ſichtbar werden; jenen Ritterorden endlich, deſſen Einfluß in die damahlige Geſchichte der Staaten eben ſo wichtig war, als merkwürdig die Erſcheinungen in

der

der Geſchichte der Menſchheit ſind, die er her-
vor brachte.

Um nun dieſen wohlthätigen und (wenn ich ſo ſagen darf) maurèriſchen Geiſt der alten Ritter ſo lebendig, als möglich, darzuſtellen, fand ich nöthig, mich in ein genaues Detail ihrer innern Verfaſſung einzulaſſen, und ihre Denkart, Geſinnungen und Handlungen bis auf die kleinſten Züge auszumahlen, überzeugt, daß der wahre Geiſt einer Sache nie beſchrieben werden könne, ſondern nur aus der unmittelbaren Darſtellung der Denkart und Handlungen ſelbſt — heraus gefühlt werden müſſe.

Ueberdem iſt der Verſuch einer darſtellenden Geſchichte der alten Ritterſchaft keine ſo leichte Sache, als ſich mancher vielleicht einbilden dürfte. Die Geſchichte des Mittelalters, von der ſo viel geſchrieben und ſo wenig geleſen wird, fordert einen nicht geringen Aufwand von Zeit und Mühe. Ueberdem hat Deutſchland außer einigen ſehr unbedeutenden Bruchſtücken noch bis jetzt nichts aufzuweiſen, das nur von weitem einer zuſammenhängenden Geſchichte der Ritterſchaft ähnlich ſähe. Man muß alſo theils die bloß hier und da

zerſtreuten Data dieſes Gegenſtandes ſammeln, theils zu auswärtigen Hülfsmitteln ſeine Zuflucht nehmen. Welcher letztere Umſtand jedoch der Wahrheit der Geſchichte nicht ſchaden kann, da das Weſen der Ritterſchaft in England, Frankreich, Spanien, Wälſchland und Deutſchland überall das nämliche war, und vielleicht mehr, als es ſelbſt die Maurerey jetzt iſt. Es iſt daher eine ſehr mühſame Arbeit um eine Geſchichte des Ritterordens, wenn ſelbe kein geräumtes Ideal irgend eines ſchönen Ritterromans, keine Erzählung eines Percivals oder Lancelot von See, (wiewohl auch Romane dieſer Art für den Geiſt der Ritterſchaft ſehr brauchbare Quellen ſind) ſondern ein getreues, unverfälſchtes, auf hiſtoriſches Anſehen gegründetes Gemählde der alten Ritterſitte ſeyn ſoll.

VI.

Erſte Spuren der Ritterſchaft und feſtgeſetzte Epoche derſelben.

Die Natur iſt immer ihre eigene Retterinn. Jener wohlthätige Geiſt der Erhaltung, der durch die ganze Schöpfung webt und wirkt, äußert überall, wo Zerſtörung um ſich greift, ſeine wiederherſtellende Kraft. Er macht, daß der wüthendſte Orkan, der Wälder entblättert, und Bäume niederreißt, im nämlichen Augenblicke die Erde zu neuen Sprößlingen beſaamet, er läßt kein Raubthier auf Erden ohne Feind, kein ſchwaches wehrloſes Thier ohne Schützer. Er unterſtützte zu allen Zeiten die gedrückte, hülfloſjammernde Menſchheit. Er gab den vor Meerzwiebeln und Thieren knieenden Egyptiern weiſe Prieſter, den ſich ſelbſt zerreiſſenden Griechen Solone, den von Neronen in den Staub getretenen Römern

Trajane und Mark-Aurele, er ſetzte der europäiſchen Tyranney in Amerika ſeine Las Caſas und ſeine Washingtone entgegen. Und eben dieſe Wohlthätige Kraft iſt es, die in den anarchiſchen Zeiten der Völkerwanderungen und des Mittelalters, wo der ſchönſte Theil von Europa eine Räuberhöhle zu werden drohte, den Geiſt der Ritterſchaft geweckt zu haben ſcheint. In jenen Zeiten, wo jeder ſo viel Recht zu haben glaubte, als er Kraft in ſeinen Armen hatte, wo der Vaſall ſeinem Herrn nur ſo lange treu blieb, bis er ihn morden, oder aus ſeiner Veſte jagen konnte, wo das Eigenthum der Wittwen und Waiſen ohne Hüther, Mädchentugend ohne Schutz, und Vaterland ein Ding war, das man nur ſo lange liebte, als es was darinnen zu rauben gab; in dieſen Zeiten hatte die bedrängte Menſchheit keine andern Vertreter, als die wenigen Edlen, die ihr Schwert vom Altar nahmen, um es für Vaterland, Ehre und Mädchentugend zu ziehen, die feyerlich auf das Evangelium den Schwächern Beyſtand, den Unterdrückten Hülfe und ihrem rechtmäſſigen Herrn Treue ſchwuren — und dieſe Edlen waren die Ritter des Mittelalters.

In

In Wahrheit, wenn man die Ritterſchaft von dieſer ſchönen, wohlthätigen Seite betrachtet, ſo fühlt man ſich verſucht, die Mitglieder derſelben für Kinder jenes Geiſtes zu halten, der, nach Leſſings Meinung *) zu allen Zeiten Männer hervor brachte, die den Uebeln der menſchlichen Geſellſchaft gemeinſchaftlich entgegen zu arbeiten, ihre gewaltſamen innerlichen Trennungen zu hemmen, und das Beſte der Menſchheit nach den Bedürfniſſen und der Empfänglichkeit ihrer Zeit zu befördern ſuchten, kurz, die, (wie Leſſing ſich ausdrückt) Freymaurer waren, ohne ſo zu heißen.

Allein dieſer Geſichtspunct kann nur dann deutlich genug werden, wenn man vorher die innere Verfaſſung dieſer Ritter des Alterthums, ihre Sitten, Geſetze, Denkart, u. ſ. w. in einem ausführlichen Gemählde geſehen hat. Ich eile daher zu dem Urſprung dieſes in ſo manchem Betracht merkwürdigen Ordens.

*) Ernſt und Falk. Geſpräche für Freymaurer. 2te Aufl. Wolfenbüttel, 1781. 8. S. 17 u. 85 u. f.

Ueber den Urſprung der Ritterſchaft hegen beynahe alle Schriftſteller, die über dieſen Gegenſtand geſchrieben haben, ihre eigenen Meinungen, die eben ſo verſchieden ſind, als die Geſichtspuncte, von denen ſie dieſe Würde anſahen, und als die Köpfe ſelbſt, die ſie hervor brachten. Einige derſelben, welche die Genealogie der Ritterſchaft bis auf Pharao, Nimrod, oder wohl gar auf Gott Vater zurück führen, kann man höchſtens nur als Beyträge zu einer Chronique scandaleuse des menſchlichen Verſtandes anführen. Hier will ich nur jene Schriftſteller erwähnen, die der Ritterſchaft näher auf die Spur gekommen zu ſeyn ſcheinen. Der Karmeliter Honore de Sainte Marie, der über die Ritterſchaft überhaupt und die daraus entſtandenen Ritterorden, troz ſeiner Karmeliterſchaft, ſo genau und zuſammenhängend geſchrieben, *) daß es die Encyclopädiſten der Mühe Werth hielten, ihn abzuſchreiben **) gibt die römi=

*) Dissertations hist. et crit. sur la Chevalerie ancienne et mod. Paris 1718. 4.

**) Encyclopedie art. Chevalerie.

miſche Ritterſchaft als das Modell der im Mittelalter entſtandenen Ritterwürde an. *) Allein die Aehnlichkeiten des römiſchen Rittercenſus von 400 Seſtertien mit dem zu einem Bannerherrn erforderlichen Vermögen von wenigſtens 10 Spießen und Helmen, die des goldenen Ringes der römiſchen mit den goldenen Sporen der ſpäteren Ritter, und der Umſtand des bey beyden gleich erforderlichen Alters von 21 Jahren, ſind viel zu unbedeutend, als daß man eine Hypotheſe, die ſonſt keine einzige Spur aus der Geſchichte des Mittelalters für ſich hat, darauf bauen könnte. Auch bedarf man da keiner Hypotheſe, wo ſchon die Geſchichte des 5ten und der folgenden Jahrhunderte uns Spuren von weit näherer Aehnlichkeit aufweiſt, denen man nur nachgehen darf, um deutlich zu ſehen, daß ſie alle nach und nach wie die Wurzeln eines großen Baumes zuſammen laufen, um das Syſtem der Ritterſchaft zu bilden.

Die älteſte Tradition einer wirklich exiſtirenden Ritterſchaft ſchreibt ſich von einem in der Geſchich-

*) Honoré, p. 30. ſq.

ſchichte unbekannten König in England, Arthus her, der um das Jahr 516 der Stifter der Ritter der Tafelrunde und ſomit der Urheber der ſogenannten irrenden Ritterſchaft geweſen ſeyn ſoll. So gewiß es ſcheint, daß dieſer König Arthus ſein Daſeyn nur den Ritterromanen des Mittelalters zu danken hat, und ſo wahrſcheinlich die große runde Tafel, die man lange nachher auf einem Schloſſe zu Wincheſter als ein ſeltenes Ueberbleibſel dieſer alten Rittertiſchgeſellſchaft ſehen ließ, ein Werk ſpäterer Zeiten ſeyn mag; *) ſo gingen doch manche Schriftſteller zu weit, welche die geſammte irrende Ritterſchaft ihres chimäriſchen Stifters wegen für ein Unding erklärten, und ſelbe von der wahren, wie Lüge von Wahrheit, unterſchieden. **) Unſtreitig war der Geiſt der irrenden Ritterſchaft kein anderer, als der Geiſt der wahren. Ueber-

dem

*) Du Cange Gloss. ad Script. med. et inf. Lat. verb. Tabula rotunda.

**) Encyclop. Art. Cheval. et Table ronde. Honoré de Sainte Marie. Sur la Cheval. anc. et med. p. 5.

dem heißt bey den Geſchichtſchreibern des Mittelalters ein irrender Ritter ſo viel als ein reiſender, und der Ausdruck irren (errer) deſſen ſie ſich bey reiſenden Rittern, die wirklich hiſtoriſche Perſonen ſind, bedienen, *) beweiſt hinlänglich, daß ſie nicht im Sinne hatten, die wirklichen Ritter, die eben ſo gut, als die Romanenritter auf Abentheuer herumzogen, von den irrenden zu unterſcheiden. Selbſt die Tafelrunde dürfte vielleicht nicht ganz ohne hiſtoriſchen Grund ſeyn: wenigſtens iſt es gewiß, daß ſie im Mittelalter eine beſondere Art von Ritterkämpfen veranlaßte, die unter dem Namen Tafelrunde allgemein bekannt war.

Die älteſten Spuren der Ritterſchaft, in ſo weit ſie als eine Schule der Ehre und Tapferkeit und als eine kriegeriſche Würde betrachtet wird, liefert uns die Geſchichte der alten deutſchen und nordiſchen Völker. Ihr Keim lag in dem kriegeriſchen Geiſte derſelben. Tapferkeit iſt die glänzendſte Seite, von welcher uns Tacitus die alten

*) Curne de St. Palaye Memoires sur l'ancienne Chevalerie. Tom. II. p. 52.

ten Deutſchen darſtellt. Krieg war ihr Leben und Waffen ihr Schmuck. Wer in der Schlacht ſeinen Schild verlor, hatte ſeine Ehre verloren.*) Lanze und Mann waren bey ihnen gleichbedeutende Worte, **) ſo wie in den Zeiten der deutſchen Ritterſchaft ein braver Degen ein tapferer Mann hieß. Doch wir wollen von dem wahrhaft ritterlichen Geiſte der Deutſchen den Tacitus ſelbſt hören. „Sie verrichten, ſagt er, ***) ihre öffentlichen und Privatgeſchäfte nie anders, als bewaffnet. Doch darf keiner bey ihnen eher Waffen tragen, bevor ihn die Gemeinde für tüchtig hält. Dann aber bekommt der Jüngling von dem Fürſten, von ſeinem Vater oder Anverwandten in einer öffentlichen Volksverſammlung Schild und Lanze. Das iſt ihre männliche Toga, das die erſte Würde des Jünglings. Vorher gehörte er ſeiner Familie, nun der Republik. Von dieſer Zeit an, fährt Tacitus fort, begleiten ſie ihre Fürſten,

oder

*) De Mor. Germ. c. 6.

**) Schmidts Geſchichte der Deutſchen 1. Th. S. 16.

***) De Mor. Germ. c. 13. 14.

oder andere bewährte und tapfere Krieger, und erröthen nicht unter ihrem Gefolge zu ſeyn. Selbſt dieſer Ehrendienſt iſt nicht ohne Grade. Hierüber entſcheidet das Urtheil deſſen, den ſie begleiten. Die Gefährten unter ſich wetteifern um den erſten Platz bey den Fürſten, und die Fürſten, um die größte Anzahl tapferer Gefährten. Sie ſetzen ihren Stolz und ihre Macht darin, ſich immer von einer auserleſenen Schaar Jünglinge umrungen zu ſehen, die im Frieden ihre Zierde, im Kriege ihr Schutz ſind. — Nichts iſt ihnen heiliger, als im Felde den Fürſten beſchützen und ſeinen Ruhm durch ihre Thaten zu verherrlichen, nur der Fürſt kämpft für den Sieg, ſie für den Fürſten. Wenn irgend eine Gemeinde lange im Frieden und Muße lebt, ſo reiſen die meiſten adelichen Jünglinge zu Nationen, bey welchen es Krieg gibt, weil ſie die Ruhe nicht lieben, und es für leichter halten, in Gefahren groß zu werden. — Da begehren ſie dann von ihrem freygebigen Fürſten bald dieſen ſtreitbaren Hengſt, bald jenes blutige ſiegreiche Schwert. Von den Katten ſchreibt er: *) Was bey andern

deut-

---

*) Ebendaſ. C. 31.

deutſchen Völkern ſich nur hie und da einer zur beſondern Pflicht macht, iſt bey den Katten durchaus Sitte: ſich nämlich, ſobald ſie mannbar werden, Haar und Bart wachſen zu laſſen, und dieſe der Tapferkeit angelobte Tracht nicht eher abzulegen, bis ſie einen Feind getödtet haben. — Nur den Feigen und Schwachen bleibt dieſe Tracht. Die Tapferſten unter ihnen tragen, gleich einer Feſſel, einen eiſernen Ring (ein entehrendes Zeichen in ihren Augen) ſo lange, bis ſie ſich deſſen durch den Tod eines Feindes entledigen." Tacitus liefert uns auch wirklich ein Beyſpiel von ſo einem, wie er ihn nennt, barbariſchen, Eide. *) Der deutſche Feldherr Claudius Civilis ſchwur ihn gegen die Römer und ſein Haar, das er wachſen ließ, fiel nicht eher, als mit ihren Legionen.

Alle dieſe Züge ſind eben ſo vielen Spuren der Ritterſchaft, und es iſt keine Nation, die ältere und deutlichere Beweiſe des urſprünglichen Rittergeiſtes aufzuweiſen hat. Der weite Umfang der deutſchen Völker, und ihre Vermiſchung mit an-

dern

*) Histor. L. 4. c. 61.

dern Nationen ſcheint dieſe Denkart über ihre Grenzen verbreitet zu haben. Ein gleicher Geiſt belebte nach Cäſars Zeugniß *) die Gallier. „Sie erlauben ihren Kindern, ſagt er, nicht eher den Zutritt zu ſich, bevor ſie nicht ſtark genug ſind, Waffen zu tragen, und halten es für entehrend, wenn wehrloſe Knaben öffentlich in ihres Vaters Gegenwart erſcheinen. Ihr Schwerdt iſt ihr Adelsbrief, und wer das nicht führt, iſt entweder Prieſter oder Sclave. Dieſer Geiſt gewann noch mehr durch die Einwanderungen der Franken, eines urſprünglich deutſchen Volkes, von deſſen kriegeriſcher Wildheit ein Dichter des 9ten Jahrh. ſingt. **)

Arma ferunt semper, bellis est sueta Inventus,
Bajulat haec juvenis, hoc agit arte Senex.
Namque ipsum nomen Francorum horresco recensent:
Francus habet nomen a feritate sua.

Auch dieſe kannten nichts entehrenders, als Feigheit, und wer unter ihnen den andern einen Haſen ſchalt, oder ihm vorwarf, er habe ſeinen

Schild

*) De bello. Gall. Lib. VI. c. 13 et 18.

**) Arnold Vigellus ap. Murat. Tom. II. P. 2. p. 26.

Schild im Felde weggeworfen, mußte nach dem ſaliſchen Geſetze *) dieſen Schimpf mit einer Geldſtrafe büßen.

Unter den übrigen nordiſchen Völkern herrſcht die nemliche Denkart. Krieg war ihre edelſte Beſchäftigung und Tapferkeit ihr höchſtes Verdienſt. Es war immer der nemliche Geiſt, der ſie alle belebte, nur in der äußeren Geſtalt, die er annahm, war er verſchieden. Bey den Longobarden durfte ſelbſt ein Fürſtenſohn nicht an ſeines Vaters Tafel erſcheinen, bevor er nicht von einem auswärtigen Fürſten die Waffen erhalten hatte, und Andouin, ihr König, verſagte dieſe Ehre ſeinem eigenen Sohne, der ihm doch ſiegen geholfen hatte. **) Dieſe ſowohl, als die Oſtrogothen und andere deutſche Völker behielten noch immer die urſprüngliche Sitte bey, ſich durch die Waffen für mündig erklären zu laſſen, ja ſie ſahen die Mannbarkeit, die ſie zum Kriege tüchtig machte, als den Zeitpunkt einer zweyten Geburt an, und glaubten hierzu irgend eines Fürſten zu be-

*) Tit. 32. De Conviciis.

**) Paul Diacon: De rebus Longobard. L. I. c. 14. Conf. etiam c. 23. et 24.

bedürfen, der ihnen dieß zweyte ehrenvollere Leben gäbe und Vatersſtelle an ihnen verträte. Daher kamen die bey ihnen allgemein eingeführten Adoptiones per Arma, eine Ceremonie, von welcher Seldenus und nach ihm Du Cange,*) den nähern Urſprung der Ritterſchaft herleiten.

Unſtreitig ſcheint dieſe Sitte des 5. und 6ten Jahrhunderts zu den Gebräuchen vieles beygetragen zu haben, die nachdem bey dem Ritterſchlag üblich waren, ohne daß es darum nöthig iſt, das ganze Syſtem der Ritterſchaft darauf zu bauen, und es lohnt ſich allerdings der Mühe, dieſe Adoptionen näher kennen zu lernen. Als Guntram ſeinen Neffen Childebert für mündig erklärte, und zugleich adoptirte, ſprach er: „Ich lege dieſen Wurfſpieß in deine Hände zum Zeichen, daß ich dir mein Reich gegeben habe.“ Hierauf ſprach er zu den Umſtehenden: „Ihr ſeht, daß Childebert, mein Sohn, ein Mann geworden: gehorcht ihm!“ **) Theodorich, König der Oſtrogothen, ließ ſich, um dieſer Ehre zu genießen, vom Kai-

ſer

*) Dissert. 22. à la Suite de Joinville. p. 270. seq.

**) Gregor, Turon, Lib. VII. c. 23.

ſer Zeno adoptiren, *) einem Fürſten, in deſſen Reiche dieſe Ceremonie nicht einmal üblich war. **) Er adoptirte hierauf ſelbſt den König Heruler, und Kaſſiodor erzählt uns die dabey beobachteten Ceremonien mit des Theodorich eigenen Worten. ***) „Groß iſt die Ehre unter den Völkern, ſchreibt Theodorich bey dieſer Gelegenheit, durch die Waffen der Sohn eines Helden zu werden. Denn nur der iſt dieſer Ehre werth, der den Namen des Tapferſten verdient; bey Kindern, die die Natur giebt, betrügt man ſich oft; aber Söhne, die Wahl und Urtheil uns gebiert, können nie Feiglinge ſeyn. Denn ſie haben dieſe Ehre nicht der Natur, ſondern nur ihrem Verdienſte zu danken. — Wir erklären dich alſo, kraft der Völkerſitte und deines männlichen Betragens, durch gegenwärtige Geſchenke für unſern Sohn, damit du, deinem bekannten kriegeriſchen Geiſte gemäß, durch die Waffen geboren werdeſt. Wir geben dir Pferd,

*) Jornandes de rebus get. c. 57.

**) Du Cange Dissertat. 22. à la Suite de Joinville. pag. 269.

***) Variar. Lib. IV. Ep. 2.

Pferd, Schild, Schwerdt und die übrigen Waffen, aber was noch mehr gilt, als alles dieses: wir geben dir unser Zeugniß, daß du ihrer werth biſt. Denn der iſt der Tapferſte in den Augen der Völker, den Theodorichs Ausſpruch dafür erkannt hat. Nimm alſo die Waffen zu meinem und deinem Beſten. Ehre den, der in Zukunft dein Schützer ſeyn wird. Er giebt hier blos deinem Muthe ſein Zeugniß, und verlangt ſonſt keine Dienſte von dir. Es adoptirt dich ein Mann, deſſen Macht der deinen furchtbar iſt: denn die Heruler kennen die Gothen. Wir haben dir die Waffen gegeben, aber Völker bürgten für deine Tapferkeit."

Die Hochachtung, mit welcher hier Theodorich von dieſer Ceremonie als von einer allgemeinen üblichen Sitte ſpricht, die vollſtändige Rüſtung, die er ſeinem Waffenſohne dabey gab, das perſönliche und von der Geburt unabhängige Verdienſt, deſſen er dabey erwähnt, der höhere Grad von Ehre und Würde, den er ihm dadurch bey allen Völkern einräumte, und ſelbſt die Ausdrücke, deren er ſich dabey bedient, wurden in der Folge eben ſo viel charakteriſtiſche Züge der Ritterſchaft. Ueberhaupt waren die Redensarten:

arma dare, arma suscipere, adoptari per arma, womit die nordiſchen Völker dieſe Art Würde bezeichneten, die nämlichen, deren man ſich nachher bey den Rittern bediente. Adobare militem, adouber un chevalier, hieß in der Sprache des Mittelalters: einen zum Ritter ſchlagen, *) ſo wie die Redensarten arma dare, arma accipere, donner des armes, keinen andern Sinn hatten, als eben dieſen. **) Selbſt der Begriff einer Adoption blieb nachher in der Ceremonie des Ritterſchlags noch immer ſichtbar. Denn wie wir ſehen werden, betrachtete man ſelbſt die Ritterwürde als eine Wiedergeburt, oder Kriegstaufe, der Einzuweihende brauchte hiezu eigene Pathen, und ehrte den, der ihn zum Ritter ſchlug, wie ſeinen Vater.

Ein Ritter hieß in den erſten Zeiten des Mittelalters nie eques, ſondern miles, ***) und in der Bedeutung kömmt dies Wort ſchon zu Anfang des 9ten Jahrhunderts in den Urkunden der An-

gel-

*) Du Cange verb. adobare.

**) Du Cange Dissert. 22. à la Suite de Joinville. pag. 271.

***) Du Cange verb. Miles.

gelſachſen ſehr oft vor. *) Und in der Lehnsverfaſſung der damaligen Zeiten hieß adoptare militem nichts anders, als jemanden zu ſeinem Ritter und Vaſallen machen. **) Man ſieht hieraus deutlich, wie alle dieſe Begriffe ſich in einander flochten, und nach und nach zuſammenliefen, um das Syſtem der Ritterſchaft zu bilden.

Noch eine Sitte, die das Syſtem der Ritterſchaft bilden half, ja die in der Folge einen weſentlichen Theil derſelben ausmachte, war der in Rechtsſachen allgemein angenommene Gebrauch der Duelle. Auch dieſe waren deutſchen Urſprungs, und verbreiteten ſich früh durch ganz Europa. Schon die alten Deutſchen entſchieden ihre Zwiſtigkeiten alle mit den Waffen, ***) ſie waren die erſten, welche die Zweykämpfe als eine Art Looſung betrachteten, und den guten oder ſchlimmen Ausgang derſelben für Wahrzeichen und Winke der Götter hielten. Sie ſuchten von dem Feind, gegen den ſie zu Felde ziehen wollten, einen Ge-

 fan-

*) Selden. De Tit. honor. p. 11. C. 5.
**) Du Cange verb. Miles et Adoptare.
***) Vellej. Paterc L. II. c. 118.

fangenen zu bekommen; dieſem ſtellten ſie einen aus ihrem Heere zum Zweykampf entgegen, und nach dem Ausſchlag deſſelben beurtheilten ſie das Schickſal ihres künftigen Kriegs. *) Dieſe blutige Looſung, bey der Aberglauben und perſönliche Tapferkeit, die Hauptzüge aller rohen Nationen, ihre Rechnung fanden, verbreitete ſich bald auf alle zweifelhaften Rechtsfälle. Geſetze gaben dieſer Art von Zweykämpfen eine rechtliche Form, und machten ſie zugleich mit der Feuer- und Waſſerprobe zu jenen geſetzmäßigen Reinigungsmitteln, welche im Mittelalter unter dem Namen der Gottesurtheile (ordalia Dei) allgemein üblich waren. Dieſe Gewohnheit ſein Recht mit dem Schwerdte zu beweiſen, iſt viel älter, als die Ritterſchaft; ſie herrſchte ſchon im 5. und 6ten Jahrhunderte unter den Oſtgothen, Longobarden und Franken. Gondebald, König in Burgund, autoriſirte ſie vorzüglich, und Karl der Große, Ludwig der Fromme und die Othone erweiterten ſie. **) Man ſchlug ſich um jede Klei-

nig-

*) Tac. de mor. germ. cap. 10.

**) Esprit des Loix. Tom. III. p. 188. et 195.

nigkeit, wegen eines Worts, wegen einer Schuld von wenigen Gulden, und wer nicht kampffähig war, nahm ſich einen eigenen Kämpfer (Champion) für ſeine Händel in Sold, *) beyläufig ſo, wie man izt Agenten und Advokaten in Beſtallung nimmt. Dieſe Wuth, jede Kleinigkeit zu einer Ehrenſache zu machen, und ihr Blut und Leben zum Aequivalent zu geben, hatte keinen andern Grund, als das ſogenannte Point d'honneur, das von jeher ein charakteriſtiſcher Zug der deutſchen Völker war. Unter ihnen war eine Beleidigung eines Einzelnen ein Schimpf, der deſſen ganze Verwandtſchaft zur Rache auffoderte, **) daher verdrängte der gerichtliche Zweykampf ſo bald alle übrigen Rechtsmittel. ***) Die Einführung und geſetzliche Form dieſer Zweykämpfe war ein naher Schritt zur Ritterſchaft, ſie half den Geiſt derſelben bilden. Die Geſetze dieſes Zweykampfes machten einen Unterſchied zwiſchen dem edlen und gemeinen Mann. Die Kapitu-

*) Ibid. p. 199.

**) Tacitus de mor. germ. c. 21.

***) Esprit. des Loix. Tom. III. pag. 197. sq.

tularien Ludwig des Frommen erlaubten dem letztern nur einen Schild und einen Stock. *) Ferner forderte der Zweykampf die Majorennität. Ja, er war vielmehr die Hauptrückſicht in Beſtimmung des Alters, das man ihr vorſchrieb. Die Geſetze der Völker, die ihr Recht in den Waffen trugen, mußten natürlicher Weiſe in Feſtſetzung der Epoche der Mündigkeit mehr auf die Kräfte des Körpers, als des Verſtandes ſehen. Wer in den Krieg ziehen konnte, war mündig bey den alten Deutſchen, und wer Kräfte genug hatte, die zum gerichtlichen Zweykampf erforderlichen Waffen zu führen, war es bey den Franken. So lange die Waffen der Franken geringer waren, war das 15te Jahr das Jahr der Mündigkeit; als ſie ſchwerer wurden, war das 21ſte Jahr die Epoche derſelben. **) Dieſem Vorbilde folgten die Geſetze der Ritterſchaft. Sie vereinigten beyde Epochen, und forderten zum Knappen 15, zum Ritter 21 Jahre. Die gerichtlichen Zweykämpfe gehörten noch von einer andern Seite unter

*) Du Cange, verb. Duellum.

**) Esprit des Loix. Tom. II. pag. 180.

ter die veranlaſſenden Urſachen des Ritterſyſtems. In einer Juſtizverfaſſung, in der das Schwerdt das einzige Mittel war, ſein Recht zu ſuchen, oder ſeine Unſchuld zu beweiſen, blieb der ſchwächere Theil der Menſchheit ohne Schutz. Unmündige Kinder, ſchwache Greiſen und das ganze weibliche Geſchlecht waren vom Zweykampf ausgeſchloſſen. Wollten ſie ihr Recht behaupten, ſo mußten ſie ſich fremder Arme bedienen. Die Klage eines Weibes ward abgewieſen, wenn es nicht ſogleich ſeinen Kämpfer ernannte. Die Geſetze ſelbſt unterwarfen die weibliche Tugend dem Schutz des männlichen Arms; ſie mußte ſich einen Kämpfer zur Rechtfertigung miethen, wenn ſie nicht ungehört verurtheilt werden wollte; fand ſich keiner, oder war ſie für die Forderungen des Miethlings zu arm, ſo war ſie ohne Rettung verloren. Konnte es einen dringenderen Anlaß zur Entſtehung eines Ordens geben, der ſichs zu einer ſeiner weſentlichſten Pflichten machte, ein Geſchlecht in ſeinen Schutz zu nehmen, das die Natur und die Geſetze ſo verwahrloſt zu haben ſchienen? ein Geſchlecht, das die Natur den Anfällen jedes Verführers, und das Geſetz den Beſchuldigun-

gen jedes Böſewichts Preis gab, das, wenn es auch ſtark genug gegen den einen, doch zu ſchach gegen den andern war, das ſich oft dem Verführer ergab, um ſich vor dem Verläumder zu ſchützen, und das alſo keine andere als die traurige Wahl hatte: entweder ſchuldig losgeſprochen, oder unſchuldig verdammt zu werden. Dieſe Verwahrloſung des ſchönen Geſchlechts gab dem Geiſte der Ritterſchaft eine ſeiner ſchönſten Grundideen: ſie weckte den Geiſt der Galanterie, und gab den Damen, ſtatt beſoldeter Miethlinge, Ritter, die ſichs zur Ehre und Pflicht machten, die Wächter und Vertheidiger ihrer Unſchuld und ihres guten Leumundes zu ſeyn.

Ich würde kein Bedenken tragen, mit Montesquieu *) den ganzen Urſprung der Ritterſchaft von dieſem ehrenvollen Anlaſſe herzuleiten, wenn der Schutz der Damen der einzige Zweck derſelben geweſen wäre. Allein das Syſtem der Ritterſchaft hatte mehrere Abſichten, mehrere Anläſſe, mehrere Gebräuche, die es bilden halfen, und ich glaube, die nächſten entſcheidenden Urſachen,

die

*) Esprit des Loix. Tom. III. pag. 204.

die ſein ganzes Daſeyn entwickelten, vielmehr in der Lehensverfaſſung der damaligen Zeiten überhaupt und in den traurigen Folgen des Fauſtrechts zu finden.

Ich würde die Geduld meiner verehr. Br. ermüden, und ihr gefühlvolles, menſchenliebendes Herz zerreiſſen müſſen, wenn ich ein ausführliches Gemählde von all den Bedrängniſſen und Qualen entwerfen ſollte, unter welchen der gröſste Theil von Europa in den anarchiſchen Zeiten der Feudalverfaſſung ſeufzte. Wenn die menſchenfeindliche Behauptung, daß die Geſchichte aller Menſchenalter nichts weiter, als eine chronologiſche Reihe von Verwüſtungen, Grauſamkeiten, Räubereyen, Mordthaten, Unterdrückungen, Bosheiten, und menſchlichen Laſtern ſey, im Ganzen genommen übertrieben iſt, ſo iſt ſie es gewiß nicht in Betreff jener Jahrhunderte, die auf die Völkerwanderungen und die allgemeine Einführung des Feudalſyſtems folgten. Wenn wir auch die Einfälle der Hunnen, jenes abſcheulichen Auswurfes des nördlichen Aſiens, den die Europäer kaum für eine Menſchengat-

tung anſahen, *) die beynahe 5 Jahrhunderte durch Europa zur Wüſte machten, unzählige Schaaren Einwohner mit ſich in die Sclaverey ſchleppten, ihren Gefangenen die Haare ſammt der Haut abſchnitten, und auf ihren zerſtümmelten noch lebenden Körpern Kriegsrath hielten, **) wenn wir auch überdieß die Räubereyen und Verheerungen der Avaren, Normänner und andrer barbariſchen Völker für in der Geſchichte nicht ungewöhnliche Plagen der Menſchheit halten, ſo waren doch die innerlichen Uebel, die ſelbſt in dem Herzen Europas wütheten, ſo groß, daß ſie die kaum gegründete Geſellſchaft der deutſchen und fränkiſchen Völker wieder zu zerreißen ſchienen. Anſtatt, daß die allgemeine eingeführte Lehensverfaſſung jede Provinz zu einem ordentlichen, mit ihrem Oberhaupte engverbundenen Ganzen hätte bilden ſollen, ſchuf ſie in der Folge aus jedem Reiche ein vielköpfiges Ungeheuer.

Die

*) Schmidts Geſchichte der Deutſchen. 1. B. S. 128 u. ſ. f.

**) Hegewiſch Geſchichte der Deutſchen. Von Konrad I. bis zu dem Tode Heinrich II. Hamb. 1781. 8. S. 44.

Die Erblichkeit der Lehen machte, daß es ſo viele Tyrannen als Vaſallen gab. Der Adel riß ſich von dem Fürſten, und ſtrebte nach Unabhängigkeit. Der Lehenträger in Beſitz der mit ſeinem Lehen verbundenen Gerichtsbarkeit kannte kein anderes Geſetz, als ſeine Willkühr, und kein anderes Recht, als ſeine Macht. Der Stärkere unterdrückte den Schwächeren. Die fränkiſchen und deutſchen Provinzen wimmelten von Veſten und Schlöſſern, deren Beſitzer vom Raube lebten, und jeder nannte ſein, ſo weit er mit dem Schwerdte reichen konnte. Wer ſein Eigenthum ſichern wollte, durfte nie aus den Waffen kommen. Immerwährende Befehdungen traten an die Stelle allgemeiner Kriege, ein kleiner Tyrann zertrat den andern, bis er ſelbſt von einem größern zertreten ward. Mordbrennen und Rauben war allgemein, weder Kirchen- noch Wittwen- und Waiſen-Gut ward verſchont, man raubte Mädchen, wie man Ziegen und Schaafe raubt, ſelbſt Königs-Töchter wurden entführt, und man mußte für die Mädchen beſondere Schranken bauen, und ſie von Hunden und Wächtern bewachen laſſen. Mit dieſen Zügen

mah-

mahlen uns Montesquieu, *) Robertſon **) und Schmidt ***) den Zuſtand Europens vom 7ten bis ins 11te Jahrhundert.

Und dieſes Ringen der Menſchheit mit Geſellſchaft und Anarchie, dieſer übermüthige Triumph der Stärke über die Schwäche, dieſe gänzliche Vergeſſenheit von allem, was Gerechtigkeit, Ehrliebe, Sittlichkeit und Tugend hieß, war es, die den Geiſt der Ritterſchaft weckte, jenen Geiſt, der unter noch rauhen Völkern Beſcheidenheit und Sittlichkeit zur Tugend, Rechtſchaffenheit und Edelmuth zur Pflicht, und Schutz des Unterdrückten zur ehrenvollſten Beſchäftigung erhob. Das 11te Jahrhundert gab endlich der gedrückten Menſchheit jene edle Männer, die mit einem Eid in ihren Dienſt traten, und ihr Schwert zu Handhabern ihrer geheiligten Rechte machten.

Dieſer ehrenvolle Urſprung der Ritterſchaft, ver=

*) Esprit des Loix. Lib. XXX. et XXXI.

**) Geſchichte der Regierung Kaiſer Karls V. 1. B. S. 23. u. f.

***) Geſchichte der Deutſchen. 1. B. S. 26. 391 498. 2. B. S. 2. 122. u. f.

verehr. Br., iſt nichts weniger, als aus den Wolken gegriffen, er gründet ſich auf die Beobachtungen von Männern, deren ſcharfer Blick in die Begebenheiten der Vorzeit tief einzudringen vermochte. „Als die Bedrängniſſe der Menſchheit im Mittelalter zu ſehr überhand nahmen, ſagt der vortreffliche Verfaſſer der Essais de Politique et de Morale, Seite 80, machten ſich es erhabene Seelen zur rühmlichen Pflicht die Unterdrückten zu beſchützen. Man fand ein weites Feld für die edlen Pflichten der Ritterſchaft, und die erhabenſte derſelben war: der Schutz der weiblichen Schönheit." Robertſon *) denkt eben ſo ehrenvoll von dem Urſprung des Rittergeiſtes, und zählt ſeine Entſtehung unter jene wohlthätigen Ereigniſſe, welche den Uebeln der Anarchie Einhalt thun, und den Wohlſtand Europens im 11. und den folgenden Jahrh. befördern halfen.

Wenn wir nun, verehr. Br., alle bisher entdeckten Spuren der Ritterſchaft, als eben ſo viele Lichtſtrahlen über den Urſprung derſelben, in

ei=

*) Geſchichte der Regier. Kaiſ. Karls V. 1. B. S. 100. u. f.

einen Brennpunct zuſammen ſammeln, ſo erhellet bey dem, wiewohl ſchwachen, Lichte derſelben deutlich, daß der erſte Keim der Ritterſchaft in dem Nationalcharakter unſerer Väter, das iſt in ihrem kriegeriſchem Geiſte, und ihrer Tapferkeit lag, daß dieſer unvertilgbare Geiſt, nachdem er ſich über die Grenzen ſeiner Heimath verbreitet hatte, nur verſchiedene Formen annahm ohne ſein Weſen zu verlieren, bis ihn endlich die geſelligern Schweſtertugenden, Großmuth, Ehrliebe, Redlichkeit und Edelmuth, welche mit der Tapferkeit ſo gewöhnlich Hand in Hand zu gehen pflegen, zum wohlthätigen Schutzgeiſt der bedrängten Menſchheit ausbildeten, und daß alſo der Geiſt der Ritterſchaft, wenn er gleich außer ſeiner Heimath in Franken zuerſt ſeine äußere Form annahm, dennoch deutſcher Geiſt, ſo wie ſein wohlthätiger Einfluß auf das Wohl ganzer Jahrhunderte — deutſches Verdienſt war.

VII.

Digitized by Google

VII.

Erziehung der Ritter.

Edelknabenſtand und Knappenſtufe.

Das Syſtem der Ritterſchaft, welches die traurigen Folgen der Feudalverfaſſung und des Fauſtrechts veranlaßt hatten, faßte die erſte Wurzel in Frankreich. Die Kreuzzüge, die größte und abentheuerlichſte Unternehmung, die jemals die Köpfe eines ganzen Welttheils beſchäftigte, halfen dieſes Syſtem ausbilden, und verwebten daſſelbe mit all den abentheuerlichen Sonderlichkeiten und Zuſätzen, wodurch es in unſern Zeiten zu einem Gegenſtand des Spottes und der Satyre geworden iſt. Und in der That, wenn ein Zeitgenoſſe des 18. Jahrh., wo die Phantaſie dem Gefrierpuncte ziemlich nahe iſt, die Ritterſchaft aus den Romanen jener Jahrhunderte beurtheilt, wo der Geiſt der Schwärmerey auf

auf dem Hitzpuncte des siedenden Waſſers ſtand, ſo hat er Mühe, dem Ritterorden für ein ernſthaftes Inſtitut, und deſſen Glieder für vernünftige Menſchen zu halten. Daher kam es vermuthlich, daß ſo manche Schriftſteller die geſammte Ritterſchaft für ein widerſinniges Syſtem ungereimter Erfindungen, für ein langweiliges Gewebe fabelhafter Abentheurer und übertriebner Bravaden hielten, und in jedem Ritter des Mittelalters einen leibhaftigen Donquiſchott erblickten. Allein es war ein Verdienſt der neueren Geſchichtskunde, daß ſie uns einen ernſthafteren Geſichtspunct angab, von welchem wir dieſes Inſtitut anzuſehen haben. Das Bild, das ſie uns von der ehrwürdigen Ritterſchaft darſtellt, iſt ein wenig bekanntes, aber anziehendes Gemählde der Sitte unſrer Vorfahren. Sie zeigt uns in dieſem Gemählde einen wunderbaren Contraſt der Religion mit der Galanterie, der höchſten Pracht mit der einfachſten Lebensart, der unbändigſten Tapferkeit mit der treueſten Unterwürfigkeit. Wir erblicken darin das ſonderbarſte Gemiſche von Gewandtheit und Stärke, von dem reizbarſten Muth und der aushaltendſten Geduld. Sie zeigt

uns

uns in dem nämlichen Mann die größten Thaten, durch chimäriſche Beweggründe erzeugt, und die niedrigſten Beſchäftigungen, durch einen erhabenen Beweggrund veredelt. Sie weiſet uns Sitten, die Rohheit mit Artigkeit, Grauſamkeit mit Güte, Härte mit Edelmuth, und Ungerechtigkeit mit Ehrliebe auf die wunderſamſte Art mit einander vereinigten, und ſtellt uns Männer vor Augen, die den Helden Homers kühn unter die Augen treten durften, und deren Thaten es beweiſen, daß es den Helden des Mittelalters nur an einem Plutarch gefehlt habe, um in den Augen der Nachwelt einſt das zu ſeyn, was die Griechen und Römer jetzt in den unſrigen ſind.

Um dieſes dem Anſchein nach ſo widerſprechende Gemählde zu rechtfertigen, will ich ihnen, verehr. Br., die Grundlinien deſſelben in der erſten Bildung des Ritters, ſoviel nur möglich iſt, zeigen, und dieſen Abſchnitt der Rittererziehung widmen.

Schon bei der Geburt eines Kindes, wenn es ein Knabe war, äußerte ſich die Sorge der Aeltern für deſſelben künftigen Ritterruhm. Aus dem Zeichen, in dem es geboren war, aus der Kon-

ſtellation ſeiner Geburtsſtunde und aus andern ſorgſam beobachteten Wahrzeichen erklärte man ſich ſchon alle die großen Thaten des noch in den Windeln liegenden Ritters. Doch vergaß man zuweilen nicht, dem Kinde einen Namen zu geben, der von großer Vorbedeutung wäre. So erzählt Kaiser Maximilian I. in ſeinem dem Treitzſauerwein von ihm ſelbſt angegebenen Weiß Kunig,*) ſein Vater habe ihm bei ſeiner Geburt einen Namen geben laſſen, den er aus dem Namen zweyer der ſtreitbarſten Männer zuſammen ſetzte, „zu einer Offenbarung, ſetzt er hinzu, daß dieß Kind in ſeinen Jahren ſo viel verbringen würde, als dieſe zween Streitbarſten gethan hätten." Die Geburt des berühmten Ritters und nachmahligen Konnetables von Frankreich, du Quesclin, mußte gar Merlin, der heilige Vater der Ritterromane, einige Jahrh. vorher ſchon prophezeit haben, und es fehlte dieſem großen Ritter nicht an Geſchichtſchreibern und Nativitätsſtellern, die, ob ſie gleich weder den Tag noch

das

*) Der Weiß Kunig. Wien 1775. Fol. S. 56.

das Jahr ſeiner Geburt wußten, doch unwiderſprechlich auskalkulirt haben wollten, daß er in dem Zeichen des Mars ſey geboren worden,*) in welcher ſonderbaren Berechnungsart ſie vermuthlich der Methode des Philoſophen Tarruntius folgten, der zu Cicero's Zeiten die Geburtsſtunde des Romulus aus ſeinen Thaten, ja den Geburtstag der Stadt Rom ſelbſt aus ihren Schickſalen mit allgemeinem Beyfall heraus kalkulirte.**) Wenn nun dem Ritter in der Wiege ſein Horoskop geſtellt, die Träume ſeiner Mutter ausgelegt und alle Wahrzeichen vor und nach ſeiner Geburt ſorgfältig aufgezeichnet waren, ſo blieb der Knabe bis in ſein 7tes Jahr unter der Aufſicht der Frauenzimmer, das iſt, der Wärterinnen und ſeiner Mutter, und bis dahin behandelte man ihn als ein Kind, das noch keines förmlichen Unterrichts fähig zu ſeyn ſchien. Alles, was er von ſeinen Wärterinnen hörte, waren abentheuerliche Volks-

*) Hist. de Bertrand du Quesclin. Paris 1666. Fol. p. 4.

**) Cic. de Divin. Lib. II.

erzählungen und Rittermährchen, welche in ſei- ner jungen Seele den Keim des Abentheuerlichen, und Wunderbaren anſetzten, und ſo jene hohen Begriffe von der Ritterſchaft gründeten, die ihm dieſe Würde in der Folge um ſo heiliger und ehr- würdiger machen mußten. Im ſiebenten Jahre kam der junge Zögling aus den Händen der Frau- enzimmer unter die Aufſicht der Männer und ward Edelknabe. Man behielt ihn aber nicht zu Haus, man ſendete ihn an den Hof irgend eines Fürſten oder andern Ritters, der an ihm Vater- ſtelle vertrat, und dem er als Edelknabe diente. Denn es war um dieſe Zeit kein noch ſo unbedeu- tender Ritter, der nicht auf ſeinem Schloſſe ei- nen Hof um ſich her verſammelte, und auf dieſe Weiſe die Höfe der Könige und Fürſten im Klei- nen nachzuahmen ſuchte. Dieſe Höfe der Großen und Ritter waren damahls die einzigen Schulen der adelichen Jugend. Hier war es, wo ſich der Knabe zum künftigen Ritter bildete. Hier lernte er Gehorſam, Wohlſtand, Muth, Rechtſchaffen- heit, Liebe und Religion. Die täglichen Bei- ſpiele der Ritter um ihn her waren ſeine Lehrer, und nur in den beiden letzteren Puncten genoß er

ei-

eines beſondern Unterrichts. Gott und ſeine Dame lieben war der Ritter weſentlichſte Pflicht, ſie hatten hierüber ihre eigene Logik und Theologie. Der Edelknabe bedurfte alſo hierinn eines beſondern Unterrichts, und dieſen Unterricht gaben ihm die Damen. Aus ihrem Munde lernte er zugleich den Catechismus und die Kunſt zu lieben, und dieſe Verbindung der Galanterie mit der Religion machte den Knaben zum Andächtler im Chriſtenthum und in der Liebe. Er verehrte eben ſo ſehr den Handſchuh ſeiner Dame, als die Reliquien des heiligen Grabes zu Jeruſalem. Allein das war nicht genug, er mußte ſich auch in dieſer religiöſen Liebe üben. Man ließ ihn irgend eine Dame am Hofe zur Dame ſeines Herzens wählen. Dieſe ward ſeine Gottheit, ihr vertraute er ſeine geheimſten Empfindungen, ſeine verborgenſten Wünſche, ihr gab er Rechenſchaft von allen ſeinen Gedanken und Handlungen. Mit gleicher Andacht küßte er den Saum ihres Kleides und ein Bildniß der heiligen Jungfrau. Und hieraus entſtand nun dieſe ganz eigene Art der damahligen Rittergalanterie, jene chimäriſche Vergötterung des ſchönen Geſchlechts, wovon alle

Ritterromane aus dieſen Zeiten voll ſind. Die Damen wurden Gottheiten, deren Augenbraunen mehr Gewalt über das unerſchütterlichſte Ritterherz hatten, als die des homeriſchen Jupiters über Himmel und Erden. Eine Dame lieben, hieß ihr dienen, und einer Dame treu und redlich dienen, hieß ſich ſeiner künftigen Seeligkeit verſichern. Wie ſinnreich die Damen damahliger Zeit die Pflichten der Liebe mit jenen der Religion zu verbinden, ja wie geſchickt ſie ſelbſt die Letztere auf die Erſtere zu bauen wußten, davon gibt uns die Hiſtoire du petit Jean de Saintré *) ein redendes Beiſpiel.

Es wird ihnen, verehr. Br., vielleicht nicht unangenehm ſeyn, aus dieſem Buche, das man ſeiner Seltenheit wegen beinahe mit Gold aufwiegt, den ſonderbaren Unterricht, den die Dame darinn ihrem Zöglinge gibt, näher kennen zu lernen. Die junge ſchöne Wittwe, die der Verfaſſer dieſes Romans immer nur Dame des bel-

les

*) Histoire plaisante et cronique du petit Jean de Saintré.

les Cousines nennt, die aber im Grunde eine Schweſter des Königs Johann von Frankreich war, übrigens eine declarirte Prüde, die, unerbittlich gegen alle Anträge einer zweyten Heirath, es bequemer und ſichrer fand, einen unbärtigen Jungen, als einen bärtigen Ritter in ihrem Dienſte zu haben, dieſe ſah ſich unter allen Edelknaben am Hofe des Königs den jungen wohlgebildeten Saintré aus, um ihm das Glück ihrer Pflege angedeihen zu laſſen. Sie ließ ihn zu ſich kommen, verſicherte ihn ihres Schutzes und fing ihren Unterricht gleich mit den 7 Hauptſünden an. „Die erſte Hauptſünde, ſpricht ſie, mein Sohn, iſt die Hoffarth, ein abſcheuliches Laſter; aber wer ſeine Dame treu liebt, wird ihr in aller Unterwürfigkeit dienen, und alſo vor dieſem Laſter ſicher ſeyn. Das zweite, fährt ſie fort, iſt der Zorn, aber den wahrhaft liebenden Ritter wird ſeine Dame auch davor verſichern, denn ſie wird nicht unterlaſſen, ihn in der Geduld zu üben. Auch vor Geiz bewahrt die geliebte Dame den Ritter, ſie wird von ihm die entgegengeſetzte Tugend, das iſt, die Freygebigkeit fordern, denn, ſetzt ſie hinzu, Beati miſe-

ricordes, quoniam ipsi misericordiam consequentur." Doch dieß iſt bei weitem nicht der einzige Text der heil. Schrift, deſſen ſich dieſe Schriftgelehrte Dame bei ihrem Unterrichte bedient. Bei jeder Hauptſünde, die ſie in dieſem Tone zu erklären fortfährt, citirt ſie wenigſtens ein halbes Dutzend Kirchenväter und eben ſo viele griechiſche Philoſophen, zuweilen auch wohl gar die Decretalen oder ein Paar Concilien. Nachdem ſie nun den armen Jungen eine Weile in dem Meere ihrer Gelehrſamkeit herumgeſchwemmt, und das Heil ſeiner Seele auf eine treue Damen-Liebe gebaut hat, geht ſie zu dem Heile des Leibes über, das, ihrer Meinung nach, ebenfalls nur in der Liebe der auserwählten Dame zu finden iſt, und welches Heil dem Ritter um ſo gewiſſer wäre, weil (wie ſie ſich eben ſo treffend als naiv ausdrückt) alle Frauenzimmer im Puncte der Liebe — Frauenzimmer ſind. Car toutes sont dames en amour, ſind die eigenen Worte dieſes weiblichen Evangeliums.

Man kann denken, wie bang dem guten Jungen bei ſoviel Schönheit und Gelehrſamkeit werden mußte. Das Glück, eine Dame lieben zu dür-

dürfen, und dadurch Seele und Leib auf immer in Sicherheit zu bringen, grub ſich ſo tief in ſeine Seele, daß er endlich die Frage herausſtotterte: ob ihn denn auch irgend eine Dame in Dienſt nehmen und ihn lieben würde, wenn er ihr ewige Treue und Gehorſam angelobte? „Warum nicht? — ſprach die Dame, Biſt du nicht ein Edelmann, biſt du nicht ein hübſcher Junge? Haſt du nicht Augen zum ſehen, nicht Ohren zum hören, nicht Mund und Zunge zum reden, nicht Arme und Hände zum dienen, nicht Beine und Füße zum gehen, nicht Herz und Körper, um alles, was ſie dich heißen wird, zu vollbringen? Warum näherſt du dich keiner? Glaubſt du, daß eine Dame troz all des Guten, ſo du an dir haſt, ſo ſehr ihrer Ehre vergeſſen, und dich bitten wird, ſie zu lieben? Wag' es, nähere dich einer! Du mußt den erſten Schritt thun!" — Das war nun deutlich genug, allein für den blöden Jungen wars nichts. „Ach, Madam, ſprach er, lieber ſterben, als abgewieſen werden, und mich dem Spott derjenigen auszuſetzen, die ich mehr als mein Leben lieben würde.„ Und ſomit ſtand er zitternd vor ihr, wie ein armer Sün-

der,

der, den Blick auf die Spitze ihres Pantoffels geheftet. Das rührte die Dame endlich, und um ihn und ſich ſelbſt nicht länger zu quälen, ſprach ſie: „Nun denn, verſprich mir bey deiner Ehre und bey Gott, keiner lebendigen Seele je ein Wörtchen von dem zu vertrauen, was ich dir jetzt ſagen werde.“ „Ja, ſtotterte der arme Junge, und die Dame ſprach: Nun denn Saintre, wie, wenn ich ſelbſt die Dame ſeyn wollte, von der ich dir ſprach, würdeſt du mir gern dienen?“ Der kleine Saintre, der ehe den Sturz des Himmels, als dieſe Erklärung erwartet hätte, ſtand da, wie vom Blitze gerührt, und, weil er ſich auf den Füſſen nicht mehr halten konnte, fiel er vor ihr hin auf die Kniee, und ſchwur ihr, in allen zu gehorchen, was ſie ihm befehlen würde. Nun war das Intermezzo, worin die Dame den umgekehrten Roman Abeilards und Heloiſens ſpielte, vorüber. Und nun ſetzte ſie gelaſſen ihren Katechismus-Unterricht wieder fort: und befahl ihm die 10 Gebothe Gottes, die ſie ihm vorſagte, genau zu erfüllen, die heil. Jungfrau Maria beſtändig zu verehren, ſich in jeder Angelegenheit in den Schutz des heil. Kreuzes zu empfeh-

pfeh-

pfehlen, täglich einige Vater unſer zu bethen, und ſich den Erzengel Michael, oder Gabriel zu ſeinem Advokaten, Prokurator, oder Ambaſſadeur bey Gott und der heil. Jungfrau zu machen. Hierauf empfahl ſie ihm die 12 Glaubensartikel, die 7 Haupt- und die 4 Kardinaltugenden, dann die 8 Seeligkeiten, und die 7 Werke der Barmherzigkeit. Sie befahl ihm ferner beym Aufſtehen und Schlafengehen das Kreuz zu machen, und ſich fleißig auszukämmen, und die Nägel abzuſchneiden. Und nachdem ſie ihm eine lange Brühe von Schriftſtellern und ariſtoteliſchen Sprüchelchen über den Kopf gegoſſen, ſchloß ſie endlich: — „Wenn du all dieß getreu beobachteſt, ſo werd ich dir Gutes thun, und dich lieben.“ Und Saintre kniete hin, und ſchwur auf die Hand der Dame, wie aufs heil. Evangelium, den Eid der Treue und Folgſamkeit.

Es gehörte allerdings Saintre's weiche, liebende Seele und der ſchöne Mund der Dame dazu, um dieſen ſonderbaren Unterricht in die Länge anziehend zu finden. Glauben Sie indeſſen nicht, verehr. Br.! daß alle Edelknaben durchaus eine ſo ſchulgerechte und gelehrte Bildung erhielten.

Oft

Oft brachten ſie ſchon von Hauſe aus dem Schooße ihrer Eltern den Keim einer vortrefflichen Denkart mit ſich, und ich darf zum Beweis deſſen nur jene kurze Lehre anführen, welche die Mutter eines der größten Ritter ſeiner Zeit, des berühmten Bayard, ihrem Sohne auf die Reiſe mitgab, als ihn ſein Vetter als Edelknaben an den Hof des Herzogs von Savoyen führte, *) eine Lehre, die eben ſo einfach, als rührend, alles enthält, was eine Mutter ihrem geliebten Kinde nur immer Vortreffliches ſagen kann, und die dem grundgelehrten Unterrichte der Dame des belles Cousines zum Gegenſtück dienen mag. „Mein Sohn," ſprach ſie, als der Knabe ſchon im Hofe ſeines väterlichen Schloſſes mit ſeinem Vetter und Gefolge reiſefertig zu Pferde ſaß, „mein Sohn, du ziehſt nun zu einem vornehmen Prinzen in den Dienſt. So viel eine Mutter ihrem Kinde befehlen darf, empfehl ich dir 3 Dinge, ſo gut ich es vermag; erfüllſt du dieſe, ſo wirſt du

mit

*) Histoire du Chevalier Bayard. Paris 1616. 4. p. 8. u. ſ. f.

mit Ehren in der Welt leben. Das erſte iſt: daß du vor allen Gott fürchteſt und ihm dieneſt, ohne ihn, ſo viel dir möglich, jemahls zu beleidigen. — Vertrau' auf ihn, und er wird dich nie verlaſſen. Das zweyte iſt: ſey freundlich und gut mit jedermann, und leg allen Stolz von dir. Diene willig jedem, der dich anſpricht. Verläumde niemand, lüge niemahls. Halte dich nüchtern im Eſſen und Trinken, und fliehe den Müſſiggang; denn der iſt ein niedriges Laſter. Werde nie ein Schmeichler, nie ein Zuträger, damit kommt niemand weit. Sey bieder in Wort und That. Halte, was du verſprichſt, unterſtütze die Armen, beſchütze die Wittwen und Waiſen; und Gott wird dirs vergelten. Das dritte iſt: was dir Gott beſchert, theile willig mit den Dürftigen; denn glaube, mein Sohn! vom Allmoſengeber iſt noch niemad arm geworden: es kömmt dir hundertfältig wieder ein, was du austheileſt. — Das iſt alles, was ich dir in die Seele legen möchte. Ich und dein Vater werden nicht lange mehr leben, laß uns Gutes hören von dir in unſern letzten Tagen." — mit dieſen Worten zog die gute Mutter ein Beutelchen aus der Taſche

ſche, worin 6 Goldſtücke und eine Silbermünze waren, und gab es ihrem Sohn. Winkte dann einem der treuſten Diener, gab ihm ein Päckchen mit Wäſche und andern Bedürfniſſen für ihren Sohn, empfahl ihm ihr Kind und ſteckte ihm zwey Thaler in die Hände für den Knappenaufſeher in Savoyen, daß er Acht haben möchte auf den Jungen, ſchluchzte ihrem Sohne noch ein Gott ſegne dich! nach, der dankend ſein Pferd tummelte, und in froher Erwartung künftiger Dinge zum Schloßhof hinaus und in die weite Welt eilte.

Dieſer Hausunterricht des jungen Bayard war nun freylich ein ganz anderer, als der Hofunterricht des jungen Saintre, aber nicht alle vornehmen Mütter waren ſo vernünftig, als die Mutter des Bayard, und nicht alle Hofdamen ſo gelehrt, wie Dame des belles Cousines. Die Höfe der Fürſten blieben daher noch immer die einzigen Schulen der ſogenannten Courtoisie. Die Vorzüge, die von dieſer Seite einen vollkommenen Ritter ausmachten, waren Beſcheidenheit, Zärtlichkeit, Ehrerbietung, Treue, und der höchſte Grad von Enthuſiasmus für die Schönheit der einmahl gewählten Dame; und dieſe lernte

man

man damahls nirgends, als an den Höfen der Fürſten, wo immer ein groſser Zuſammenfluſs von Damen und Rittern war, und wenn die erſteren die letzteren bildeten, ſo kann man leicht denken, wie genau und vollſtändig hierin ihr Unterricht müſſe geweſen ſeyn, da ihr eigener Vortheil auf dieſen Eigenſchaften ganz beruhte. Und wirklich war dieſer Geiſt der Rittergalanterie das einzige, was den Sitten der damahligen Zeiten einen etwas feineren Anſtrich gab, und den ſonſt durchaus rauhen, kriegeriſchen, unbändigen, und beynahe unmenſchlichen Charakter der Ritterſchaft in etwas milderte. Er war das Werk des weiblichen Geiſtes, und vielleicht das dauerhafteſte, deſſen ſich das ſchöne Geſchlecht rühmen kann. Denn dieſe übertriebene Art der Verehrung des ſchönen Geſchlechts erhielt ſich bis auf unſere Zeiten, nur mit dieſem einzigen Unterſchiede, daſs das, was bey den alten Rittern wirkliche, ungeheuchelte Verehrung und Ergebenheit war, bey den Liebesrittern unſerer Zeiten ein bischen blauer Dunſt, Grimaſſe und eine Art von mechaniſcher Fertigkeit in der ſogenannten feineren Lebensart iſt.

So vollkommen aber der Unterricht, den die

Damen ihren Zöglingen gaben, von der Seite der Liebe war, ſo mangelhaft war er von der Seite der Religion. Die Religion überhaupt war damahls ein Gemengſel von Irthümern und Aberglauben, was konnte ſie nun gar in dem Kopfe eines Frauenzimmers ſeyn? Eine Art von religiöſer Leichtgläubigkeit und Ehrerbietung für Legendenmährchen, Mirakel und geweihte Sachen war alles, was der Knabe lernte, und die ſeltſame Verbindung dieſes Unterrichts mit jenem der Galanterie hatte noch die ſehr natürliche Folge, daß der Knabe ſich früh gewöhnte, ſeine Dame mit Gott zu verwechſeln, und alles, was Bezug auf ſie hatte, mit religiöſen Augen zu betrachten.

Für dieſen Unterricht, deſſen der Knabe am Hofe eines fremden Ritters genoß, mußte er ſeinem Herrn alle kleineren Hausdienſte leiſten. Ihn auf der Jagd, beym Spatzirengehen begleiten, Bothſchaften ausrichten, bey der Tafel aufwarten u. ſ. w. Was die junge Seele des Edelknabens vollends mit dem Geiſt der Ritterſchaft vertraut machte, war das Beyſpiel der Knappen und Ritter, das er täglich vor Augen hatte. Die

der

der Jugend natürliche Nachahmungsſucht machte alle Spiele der Edelknaben unter einander zu Nachahmungen ritterlicher Uebungen. Sich aus ihren Mützen Helme machen, mit Wurfſpießen nach dem Ziele werfen, einen Platz angreifen, den andere vertheidigten, ſich einander ein Thor oder einen Durchgang ſtreitig machen, waren ihre liebſten Spiele, wobey ſie wohl zu Zeiten ein Schwert ſtahlen, und damit die Stärke ihrer jungen Arme an Hecken und Stauden verſuchten.

Und eben dieſer Wetteifer ſo vieler Edelknaben unter einander, dieſes beſtändige Beyſammenleben, dieſe durchgängige Gleichheit ihrer Geſinnungen und Leidenſchaften, dieſe Gewohnheit, ſich einander als Kinder eines gemeinſchaftlichen Vaters zu betrachten, ſtiftete in den Herzen der jungen Zöglinge manche innige Lebenslängliche Freundſchaften, die ſie ſich einander im männlichen Alter durch Proben bewieſen, deren ſich ein Damon und Pythias nicht geſchämt haben dürften.

Dieſer Edelknabenſtand nun, den ich den erſten Grad des damahligen Ritterordens nennen möchte, war die erſte Stuffe zur Würde des Ritters. Er dauerte 7 Jahre, und war ganz gemacht, ei-

nen Ritter zu bilden, wie man ihn nach den damahligen Zeiten haben wollte.

Sobald der Edelknabe ſein 14tes Jahr erreichte, ſah er mit Sehnſucht ſeiner Beförderung zum Knappen entgegen. Der Tag ſeiner Erhebung zu dieſem zweyten Grad der Ritterſchaft war nicht nur für ihn ein feyerlicher Tag, ſondern auch ein Feſt für ſeine Familie, und alle Ritter und Knappen. Er bekam an dieſem Tage das Schwert, und dieſe Feyerlichkeit iſt um einige Jahrhunderte älter, als ſelbſt der wirkliche Ritterſchlag. Der Zeitpunct, in welchem der Knabe mannbar wird, wo alle ſeine Naturkräfte in ihre Beſtimmung und völlige Reife eintreten, verdiente allerdings gefeyert zu werden. Die Römer übergaben an dieſem Tage ihren Söhnen die Prätexta, und ſchon die alten Deutſchen gaben ihnen, wie wir geſehen haben, in einer feyerlichen Verſammlung das Schwert. Die Gewohnheit, dergleichen für die Menſchen wohlthätige Zeitpuncte zu Familienfeſten zu machen, zeigt von einer dankbaren Aufmerkſamkeit auf die Geſchenke der Natur, und verräth wenigſtens mehr wahres Naturgefühl, als der alberne Gebrauch, ſich durch jährlich wieder-

derhohlte Glückwünſche an das Glück erinnern zu laſſen, daß man allenfalls Paul, und nicht etwa Thomas, Chriſtoph, oder Kilian heiße.

Der Edelknabe alſo der dieſen glücklichen Zeitpunct erreicht hatte, ward von ſeinen Eltern und Anverwandten feyerlich in die Kirche geführt, hier hörte er eine Meſſe, während welcher ſeine Eltern mit Kerzen in den Händen opfern gingen. Nach Ende derſelben führte man ihn hin zum Altar, auf welchem das für ihn beſtimmte Schwert lag. Der Prieſter nahm daſſelbe, weihte, ſegnete, und gürtete es dem jungen Knappen um die Lenden. Wenn zuweilen die anweſenden Mädchen das Amt, dem Knappen das Schwert umzugürten, verrichteten, ſo war es nicht mehr als billig, daß ſie ihre Theilnehmung und Freude über einen Zeitpunct ſeines Alters äußerten, die für ſie von ſolcher Wichtigkeit war. Man übergab ihm hierauf den Schild und die Lanze des Ritters, in deſſen Dienſt er nun erſt feyerlich trat, und deſſen Schild und Lanze zu bewahren, ein weſentliches Stück des Knappendienſtes ausmachte. Die Sporen, die er ebenfalls jetzt zum erſtenmahle bekam, waren nur

von Silber; denn die goldenen waren, wie wir hören werden, bloß den Rittern vorbehalten.

Nebſt dieſer Ceremonie hatte die Knappenſtuffe ſchon ihre eigenen Geſetze und Regeln. In einem ſehr ſeltenen, nur neunzehn Quartblätter ſtarken Büchelchen, Ordre de Chevalerie betitelt, das ein abgelebter Ritter verfaßt, und als ein allgemeines Ritual und Geſetzbuch des Ritterordens an den franzöſiſchen Hof geſchickt hatte, und welches zugleich, ſeines myſtiſchen Inhalts wegen, für die Liebhaber des Geheimnißreichen eine rechte Geiſtesweide abgeben würde, fand ich folgende Geſetze der Knappenſchaft aufgezeichnet:

1tens. Die Wiſſenſchaft und Schule der Ritterſchaft beſteht darin, daß der Ritter ſeinen Sohn in ſeiner Jugend reiten lernen laſſe —

2. Ziemt es ſich, daß des Ritters Sohn, während er Knappe iſt, die Pferde zu beſorgen wiſſe. Denn es iſt billig, daß er vorher diene, und Unterthan ſey, bevor er Herr wird. Nur aus dem Ritterdienſte wird er den Werth und Adel der freyen Ritterſchaft kennen.

3tens. Deßhalb ſoll auch jeder Ritter ſeinen Sohn in eines andern Ritters Dienſte thun, damit

mit er in ſeiner Jugend lerne, bey Tafel vorſchnei- den und aufwarten, den Ritter wappnen und klei- den. Denn gleichwie der, welcher ein Schneider oder Schloſſer werden will, vorher als Lehrjun- ge bey einem Meiſter dienen muß, ſo ſoll auch jeder Edelknabe, der zum Ritterorden gelangen will, vorher bey einem Ritter als ſeinem Meiſter dienen; und gleichwie es unſchicklich wäre, wenn ein Menſch, der ein Schloſſer werden wollte, zu einem Schneider in die Lehre ginge, ſo wär' es auch ungeräumt, wenn ein Knappe die Pflichten des Ritterordens bey einem Manne lernen wollte, der nicht ſelbſt Ritter iſt.

4tens. Auch iſt es dem Knappen nicht genug, daß er dem Ritter diene, die Pferde beſorge, und mit ihm zu Turnieren und Schlachten ziehe: er muß auch die Pflichten des Ritterordens gleich andern Wiſſenſchaften lernen, und man ſoll dar- über ein eigen Buch halten, und ihm hierzu ei- gene Lehrer geben.

Das ſind die Geſetze, die dieß Buch den Knap- pen vorſchreibt, und wir werden ſogleich ſehen, wie genau der allgemein herrſchende Gebrauch mit dieſen Vorſchriften übereinſtimmte.

Sobald der Edelknabe Knappe war, bekam er ein eigenes Amt am Hofe ſeines Herrn. Die gröſseren Ritter hielten ſchon damals an ihren Höfen alle die Aemter, die nachher Reichswürden geworden ſind. Sie hatten ihre Kämmerer, Mundſchenken, Truchſeſſen, Mundbecker, Stallmeiſter, Kammerjunker u. d. gl. Alle dieſe Stellen wurden damals mit Knappen beſetzt. Nur mit dem einzigen Unterſchiede, daſs die damaligen Mundſchenken den Ritter und ſeine Gäſte wirklich mit Wein bedienten, die Truchſeſſen wirklich die Tafel deckten, auftrugen und tranchirten, die Kammerjunker den Gäſten nach Tiſche wirklich das Waſchbecken reichten, und Abends ihnen die Betten zu recht machten und die Stallmeiſter wirklich ihres Herrn Pferde beſorgten. Der Leibknappe des Herrn, den man auch Ecuyer d'honneur nannte, und der im Kriege ſeine Fahne tragen, und ſeinen Waffenruf ſchreyen muſste, hatte unter ihnen den erſten Rang. Ueberhaupt waren die Knappen näher um ihren Herrn, man vertraute ihnen alle wichtigeren Geſchäfte, alle geheimeren Aufträge, und die nähere Verwandſchaft der Knappenſtuffe mit jener des Rit-

ters

ters ſchien ihnen ein Recht auf das innige Vertrauen ihres Herrn zu geben. Wichtiger und ſchwerer, aber auch ehrenvoller war der Knappendienſt zur Zeit eines Tourniers oder Kriegs. In ſolchen Fällen mußte der Knappe ſeinem Herrn die Rüſtung anlegen, ein Dienſt, der bey der entſetzlichen Menge von Theilen, aus denen eine ganze Rüſtung beſtund, wenigſtens eben ſo viele Mühe und Geſchicklichkeit forderte, als heut zu Tage eine Kammerjungfer braucht, um ihre Dame in eine vollſtändige Ballrüſtung zu bringen, wobey aber zugleich das kleinſte Verſehen des Knappen, eine einzige, ſchlechtgeſchnallte Schiene, dem Ritter das Leben koſten konnte. Auch die Sorge für die Pferde war ganz in den Händen der Knappen. Hierzu gehörte nicht weniger Geſchicklichkeit, und Götz von Berlichingen rühmt ſich in der Lebensbeſchreibung, die er von ſich ſelbſt verfaſſet hatte, nicht wenig, daß er während ſeines Knappendienſtes eher alle Pferde ſeines Herrn gezäumt und geſattelt hatte, ehe deſſen 30 jähriger Knecht mit einem einzigen fertig werden konnte. *) Ferner

*) Lebensbeſchreib. des Götzens von Berlichingen, Nürnb. 1731. 8. S. 19.

ner halfen die Knappen dem Ritter aufs Pferd, und hielten ihm die Steigbügel: ſein Helm, ſein Schild, ſein Schwerdt, und ſeine Lanze waren in Fällen, wo er ſie nicht brauchte, in ihren Händen. Sie hießen daher Schildknappen, oder Knappen, ſo wie auch der franzöſiſche Name Ecuyer von Ecu (ein Schild) hergeleitet wird. In Deutſchland hieß man ſie insgemein Buben. *) Wenn der Ritter ausritt, ritten ſie hinter ihm her, wie unſere Reitknechte und hatten ſein Felleiſen rückwärts aufgepackt. Im Kriege hielten ſie ſich feſt hinter ihrem Herrn, beobachteten alle ſeine Bewegungen, verſehen ihn, wenn es Noth war, mit den Waffen, oder mit einem friſchen Pferde, parirten, ſo gut ſie konnten, die Hiebe und Stöße aus, die ihn unverſehens treffen ſollten und ſuchten ihn auf alle mögliche Weiſe zu ſchützen, ohne jedoch ſelbſt zu kämpfen, und die Grenzen einer bloßen Vertheidigung zu überſchreiten. So vertraute auch der Ritter die Gefangenen, die er während einem Treffen machte, den Händen ſeiner Knappen an.

Alle

*) Ebendeſſelben Lebensbeſchreib. S. 7. 11. u. f.

Alle dieſe Haus- und Kriegsdienſte, ſo unbedeutend und vielleicht erniedrigend ſie auch ſcheinen mögen, waren in den Augen des Knappen, ſo vornehm auch ſeine Abkunft immer ſeyn mochte, groß, heilig und ehrenvoll. Die hohen Begriffe, die man von dem ehrwürdigen Charakter der Ritterſchaft allgemein hegte, veredelten die niedrigſten Dienſte in ſeinen Augen, und er hielt es für eben ſo wenig erniedrigend, ſeinem Herrn beym Tiſche Wein einzuſchenken, als es mancher fromme Fürſt noch zu unſern Zeiten unter ſeiner Würde hält, einem Kapuziner, der bey ihm Hofkaplansdienſte verſieht, und den er bey (Tiſch) Tafel ſtatt eines Hofnarren braucht, früh morgens am Altare zu miniſtriren. Kurz der Knappe glaubte mit eben der Täuſchung in ſeinem Ritter den ganzen ehrwürdigen Körper der geſammten Ritterſchaft zu ehren, mit welcher noch heut zu Tage manche fromme Dame in dem Pantoffel des Pabſtes die Religion ſelbſt in eigener Perſon zu küſſen glaubt. Ja wäre Pabſt Hadrian IV. ein Ritter geweſen, Friedrich der Rothbart würde ſichs ohne Befremdung ſeiner eigenen Zeitgenoſſen haben zur Ehre rechnen können, ihm den Steigbügel zu halten.

Die Knappenſchaft war an und für ſich nichts als eine Art von Noviziat, worinn ſich jeder Knappe zum Ritter vorbereiten mußte. Und wirklich machte die ungemeine Stärke und Geſchicklichkeit, deren ein Ritter damals im Kriege und bey Turnieren bedurfte, eine längere Vorübung nothwendig. Die Knappen ließen es auch darinn an nichts fehlen, und es iſt unglaublich, und weit über die Begriffe unſers Zeitalters, zu welchem Grad von Abhärtung, Stärke und Geſchicklichkeit ſich es während dieſer Prüfungszeit brachten. In der ganzen ſchweren Rüſtung ohne Steigbügel auf ein Pferd ſpringen, mit ſchweren Laſten einen hohen Berg hinanlaufen, das höchſte geſattelte Pferd mit einer Hand an der Mähne, mit der andern am Sattelknopf faſſen, und ſich über daſſelbe, ohne es zu berühren, von einer Seite auf die andere ſchwingen, an zween nicht zuweit von einander ſtehenden Mauern, ſo hoch und ſchlüpfrig ſie auch ſeyn mochten, mit bloß angeſtemmten Händen und Füßen hinanklimmen, oder an einer ſenkrecht an der Wand feſtgemachten Leiter bloß mit den Händen, oder auch mit einer Hand hinaufklettern, ohne je einen Fuß

in die Sproſſen zu ſetzen, waren ihre gewöhnlichen Spielübungen, die freylich in unſerm filigraniſirten Zeitalter ſo ſelten geworden ſind, daß wir ſie höchſtens nur noch für Geld zu ſehen kriegen. Auf ihren Zügen mit den Rittern gewöhnten ſie ſich früh an alle Arten von Ungemach, ſie lernten Hitze, Froſt, Hunger, und ſogar Verwundungen ertragen. Als Götz von Berlichingen während ſeines Knappendienſtes bey Friedrich Markgrafen von Brandenburg in einer Schlägerey eine tiefe Wunde in den Kopf bekommen hatte, und ihm nach 6 Tagen ein Ritt bevorſtand, binnen welcher Zeit er beſorgte, nicht heil werden zu können, ſo ſetzte er alle Tage ſeinen Eiſenhut auf die Wunde, um ſich, falls er nicht heil würde, an die Schmerzen zu gewöhnen. *) Außer dieſen beſchwerlichen Prüfungen, womit die Kandidaten der Ritterſchaft ihren Muth und Stärke beweiſen, ſuchten ſie auch ihren Geiſt in allen Tugenden zu üben, die einem ächten Ritter unentbehrlich waren. Eine unerſchütterliche Treue und Ergebenheit gegen

*) Lebensbeſchreib. des Götzens von Berlichingen. S. 32—33.

gen ihren Herrn, die ſtreugſten Grundſätze von Ehre und Redlichkeit, die tiefſte Verehrung des ſchönen Geſchlechts, und vor allen jene edlere Rittergalanterie, die aber zum Vorzug der damaligen Zeiten von den unſrigen, mehr in Handlungen als Worten beſtand, waren von dieſer Seite die Hauptgegenſtände ihrer Bemühungen. Sie hatten an den Höfen der Fürſten, wo ihrer oft 50 bis 60 und wohl noch mehr beyſammen waren, ihre eigenen Aufſeher, oder wie Götz von Berlichingen ſie neunt, Zuchtmeiſter, *) deren Amt es war, über ihre Aufführung und Bildung zu wachen.

Hatten ſich nun die Knappen zu Hauſe in dieſen Dienſten und Beſchäftigungen einige Jahre geübt, ſo mußten ſie auch reiſen. Der allgemeine Hang der Ritter zum ewigen Herumziehen auf Abentheuer ſteckte auch die Knappen mit der Liebe zum Vagabunden-Leben an. Es gab ihrer viele, die auf eigene Fauſt herumzogen, um ſich Ritterverdienſte zu ſammeln. Der bekannte Ritter Ullrich von Hutten, der ſchon in ſeinem Knap-

pen-

*) Ebendaſelbſt. S. 15.

venſtande nicht nur das Schwerdt, ſondern auch die Feder ſo gut zu führen wußte, daß er ſich mit dem einen den Ritterſchlag, und mit der andern den Lorbeerkranz erwarb, zog ſchon in ſeinem 20. Jahre auf eigene Fauſt in den venetianiſchen Krieg, wo er, wie die Grabſchrift, die er ſich daſelbſt verfertigte, beweiſt, mit Armuth, Froſt, Hunger und Krankheit zu kämpfen hatte. *) Gab es keine Kriege, ſo zogen die Knappen, um ſich Erfahrung zu verſchaffen, in fremde Länder, beſuchten fremde Höfe, beobachteten, ſahen, lernten, und führten eigene Schreibtafeln bey ſich, um alles merkwürdige oder nüzliche aufzuzeichnen, **) auch gaben ſie an fremden Höfen, und ſelbſt bey Turnieren nicht immer bloße Zuſchauer ab. Denn ſie hatten nicht nur ihre kleinen Waffenſpiele, ſondern es ward ihnen auch an dem Vorabend irgend eines großen Turniers erlaubt, in kleineren Kämpfen mit der Lanze (die man Joutes nannte) auf dem Turnierplaze öffentlich in Gegenwart der Ritter und Damen

*) Sieh den deutſchen Merkur. 1776. S. 177.

**) Colombiere Theatre d'honneur. T. I. p. 86.

men ihre Kräfte gegen einander zu verſuchen. Und derjenige, der in dieſen Vorſpielen des Turniers den Preis oder Dank erhielt, bekam bey dieſer Gelegenheit nicht nur den lebhafteſten Vorſchmack jener Ehre im großen Turniere zu ſiegen, außer der man damals nichts größeres kannte, ſondern er hatte auch zuweilen, wenn er ſich beſonders auszeichnete, das Glück, des andern Tages beym großen Turniere ſchon als Ritter zu erſcheinen. Wiewohl dieſes Vorrecht den Knappen erſt in ſpäteren Zeiten eingeräumt ward, und als ein wirklicher Eingriff in die Ritterrechte mit unter die Urſachen gehörte, welche nach und nach die Ritterſchaft in Verfall brachten.

Hatte nun der Knappe ſeine Zeit gedient, das heißt, hatte er ſieben Jahre durch ſeinem Herrn alle obenerwähnte Dienſte geleiſtet, und hatte er es in allen zu einem Ritter erforderlichen Eigenſchaften zu einem ſo hohen Grad von Vollkommenheit gebracht, daß ſein Meiſter mit ihm zufrieden war, ſo durfte er endlich hoffen, in den Tempel der Ehre eingelaſſen zu werden; denn dieſes noch ſehr gemäßigten Ausdrucks bediente man ſich damals, um die Ritterwürde zu bezeichnen.

Ein

Ein und zwanzig Jahre waren die geſetzmäßige Zeit der Ritterſtuffe, und wenn der junge Ritterzögling um dieſe Ehre von ſeinem Edelknabenſtande an eben ſo lange, als Jakob um ſeine ſchöne Rahel dienen müßte, ſo iſt es gewiß, daß ihm bey einer ähnlichen, oder wohl noch größeren Sehnſucht ſeine 14 Jahre eben ſo gut 14 Jahrh. ſcheinen mußten, als ſie es jenem geſchienen haben. Doch durfte er nicht immer ſo lange warten; eine höhere Geburt, beſondere (Dienſte) Verdienſte um ſeinen Herrn, oder eine auszeichnende Geſchicklichkeit und Tapferkeit im Turnier oder Kriegsdienſten konnten dieſen für ihn ſo wichtigen Zeitpunkt ſeines Lebens beſchleunigen. Die Prinzen von Frankreich machte man in der Wiege ſchon zu Rittern, andere erhielten die Ritterwürde im 17. oder auch 15. Jahre, und ſo wie die Ritterſchaft abnahm, ward man in dieſem Punkte gefälliger. Doch hegten einige von ſelbſt ſo überſpannte Begriffe von dieſer Würde, daß ſie ſich derſelben nicht eher würdig hielten, bis ſie eine Reiſe ins gelobte Land, oder einen Zug gegen die Ungläubigen mitgemacht hatten.

VIII.
Beobachtungen
über
Oeſterreichs Aufklärung und Litteratur
von
Blumauer.

In einem Staate, in dem von jeher Liebe zur Lectüre herrſchte, in dem man von jeher die Schriften aller aufgeklärten Nationen las, um deſto gieriger las, jemehr Schwierigkeiten die Neugierde der Leſer reizten, in deſſen aufgeklär=terem Theile von jeher Grundſätze und Meinun=gen keimten, die jeder denkende Kopf wohl im Stillen hegen, aber nicht öffentlich ausbrechen laſſen konnte, wo Wißbegierde dem ſtarken Damm ſeit langer Zeit entgegen arbeitete, und dem Durch=brechen bereits nahe war; in ſo einem Staate mußte auf die Wegräumung der Hinderniſſe, und

die

die Erweiterung der Preßfreyheit nothwendig eine Ueberſchwemmung von Broſchüren folgen.

Auf welchen hohen Grad ſchon vor dieſer Epoche die Schreibbegierde der Schriftſteller des Landes geſtiegen war, bewieſen die zahlloſen Leichengedichte, Reden, Träume u. ſ. w. auf den Tod der ſeeligen Kaiſerinn, und der nicht zu bändigende Eifer, mit welchem viele derſelben der Verſtorbenen noch ins zweite Jahr hinein nachleyerten. Der Werth dieſer Gedichte, ſo verſchieden er war, und ſo zweideutig er allemahl bei bloßen Gelegenheitsgedichten ſeyn muß, eröffnete dennoch der inländiſchen Dichtkunſt eine nicht zu verachtende Ausſicht. Die Schreibluſt war nun einmahl rege, und ſie ſchien nur eine kurze Zeit, wie in einer kurzen Sturm prophezeihenden Windſtille zu lavieren, als ihr der Ruf der erweiterten Preßfreyheit auf einmahl in die Segel blies. Die kleine Schrift: über die Begräbniſſe, die am erſten von dieſer größeren Freyheit Gebrauch machte, war der Vorläufer, und gleichſam das Zeichen zum Angriff, das hundert Federn in Bewegung ſetzte. Man ſchrieb itzt, von allem, und über alles, man nahm den nächſten

 be-

beſten Gegenſtand her, goß eine bald längere, bald kürzere, bald geſalzene, bald ungeſalzene Brühe darüber, und tiſchte ihn dem damahls noch ſehr heißhungrigen Publikum zur Mahlzeit auf. Nichts war von nun an vor der rüſtigen Feder der Autoren ſicher; für 10 Kreuzer konnte man jeden Gegenſtand, er mochte groß oder klein ſeyn, durchgebeutelt leſen, und ein vollſtändiges Verzeichniß all der Von und Ueber, die damahls erſchienen, würde ein Gemählde von der poſſierlichſten Compoſition geben. Ich will zur Probe nur einige dieſer Broſchüren herſetzen:

Ueber die Stubenmädchen in Wien.
Ueber die Kammerjungfern.
Ueber die Bürgermädchen.
Ueber die Halbfräulein.
Ueber die Fräulein in Wien.
Das Lamentabel der gnädigen Frauen.
Ueber die Schwachheiten der gnädigen Frauen des leoniſchen Adels.
Ueber den hohen Adel in Wien.
Ueber Doctoren, Chirurgen und Apotheker.
Dem Hausherren im Vertrauen etwas ins Ohr.
Ueber die Kaufleute in Wien.

Ueber die Dicaſteriauten.

Ueber die Stutzer in Wien.

Ueber die Kaufmannsdiener.

Ueber die Schneider.

Ueber die Bäcker.

Ueber die Peruckenmacher.

Ueber die Friſeurs.

Der ehrliche Waſtel mit dem Klingelbeutel.

An H. S. Chef der Maulaffenloge auf dem Graben.

Ueber den Kleiderpracht im Prater.

Ueber die Unterhaltung bey der Tafel zu Schönbrunn.

Ueber den Schwimmer aus Tyrol beym Tabor.

Beurtheilung der Feuerwerke des Stuwer und Mellina.

Ueber die Hetze.

Casperl, das Inſect unſers Zeitalters.

Ueber das Nationaltheater.

Ueber den Mißbrauch des Wörtchens Von und Euer Gnaden,

Ueber das Gratuliren.

Ueber die Kleidertracht.

Etwas für die ſchopfichten Wienerinnen.

Philoſophie der Modeſchnallen.

Ueber die Hochzeiten in Wien.

Das Geſpenſt auf dem Hofe.

Ueber den großen Brand der Magdalenakirche.

Ueber den Selbſtmord bey Gelegenheit des Friſeurs, der ſich erſchoß.

Iſt der Antichriſt blau oder grün?

Ueber die Bruderſchaften.

Ueber die Kirchenmuſik.

Ueber die Nonnen.

Ueber die Tracht der Ordensgeiſtlichen.

Ueber die Reliquien, Opfer und Mirakelbilder.

Von Abſchaffung der Weihnachtsmetten.

Ueber die Univerſität in Wien.

Die Gelehrten im Näſenlande.

Der Glückshafen für gelehrte Maulaffen.

Ueber die zehn Kreuzer-Autoren.

Kaufts allerhand! Kaufts allerhand! Kaufts lang und kurze Waar! ꝛc.

Alle dieſe Broſchüren, davon die meiſten in die Rubrik Maculatur gehören, und noch beyläufig dreymahl ſo viel, erſchienen voriges Jahr in einer Zeit von wenigen Monaten, wurden gekauft und geleſen. — Sie ſind den Titeln nach

ein

ein ziemlich vollſtändiges Repertorium über Wien; aber wehe dem, der daraus Wien beurtheilen wollte! Die meiſten erſchienen blos des Geldes wegen, waren in einem Tage fertig, am zweyten geleſen, und am dritten vergeſſen. Man glaube indeſſen ja nicht, daß man es bey einer Broſchüre über einen Gegenſtand bewenden ließ. Es war beynahe keiner, über den man nicht wortwechſelte. Die Schrift: Ueber die Begräbniſſe, die allerdings viel beſſere Nachfolger verdient hätte, zog 21 Streitſchriften nach ſich, bey welcher Gelegenheit der Ehrw. P. P. Faſt, Curatus zu St. Stephan, mit zweyen von Amtswegen verfaßten Gegenſchriften ſeine rühmliche Schriftſtellerlaufbahn eröffnete. Die Beyträge zur Schilderung Wiens, eine in vielem Betracht merkwürdige Schrift, der zur Empfehlung nichts, als ein den Gegenſtänden mehr angemeſſener Ton fehlte, veranlaßte über 10 Streitſchriften, und ihr haben wir den katholiſchen Unterricht des oberwähnten P. P. Faſt in 10 Theilen, das Stück zu 7 Kreuzer zu danken, durch welchen der eifrige Herr Verfaſſer dem chriſtlichen Fragbüchelunterricht des

16ten Jahrhunderts, der durch die neuen Normalbücher ſchon beynahe in Vergeſſenheit geſunken war, wieder auf die Beine geholfen hat.*) Die Schrift: Ueber die Stubenmädchen in Wien, von Herrn Rautenſtrauch, war eine der glücklichſten Autorſpeculationen für ihn und die Herren, welche ſich an ihn anhiengen. 25 Broſchüren ſchlugen ſich für und wider dieſen Gegenſtand, und bewieſen deutlich, was für einen wichtigen Theil des Publikums die Stubenmädchen ausmachen müſſen. Von dieſer Zeit an gingen die Manufacturen der Tagesproducte unermüdet fort, und in jedem Monate durfte man auf 50 bis 60 Broſchüren ſicher Rechnung machen. Jeder Vorfall, jede Tagesneuigkeit ward zur Broſchüre, und die alles regierende Göttinn Gelegenheit, die ſonſt Juvenale und Buttlers zu unſterblichen Werken des Geiſtes aufrief, amuſirte ſich in Wien damit, zwey Bogen

lan=

*) Der würdige Herr Probſt Anton Witola hat in ſeinem zweyten Schreiben über die Toleranz dieſen katholiſchen Unterricht nach Verdienſt kommentirt.

langen Broſchüren das Daſeyn zu geben. Die Schriftſteller ſchienen den Geſchmack des Publikums wohl getroffen zu haben, ſie verlegten ſich auf Perſönlichkeiten, Familienvorfälle u. dgl., und Dinge, die ſonſt nur in vertrauten Kreiſen und freundſchaftlichen Unterredungen abgehandelt wurden, gingen jetzt durch die Hände eines ganzen Publikums. Aber auch dieſer Speiſen ward man in die Länge ſatt, und als man minder gierig zuzugreifen anfing, ſo war es eine Freude zu ſehen, wie mancherley Schilde die Herren aushingen, wie einer des andern Küche verläſterte, wie einer den andern Schmierer ſchalt, und wie jeder gegen den Schwall von Broſchüren loszog, den er mit den ſeinigen vermehren half. Allein der Käufer wurden demungeachtet weniger, die Verleger behutſamer und ekler, und vermuthlich würde die ſichtbar zunehmende Lauigkeit des Publikums den Schreibern nach und nach das Handwerk gelegt haben, hätte nicht die Ankunft des Pabſtes dem ganzen Schriftſtellerweſen eine neue Schnellkraft und eine andere Wendung gegeben.

Dieſe zweyte Epoche eröffnete der inländiſchen

Litteratur eine tröſtlichere, hellere Ausſicht. Männer von beſſern Köpfen ſtanden auf, und ſelbſt viele von denjenigen, deren Schriften bisher eben ſo unbedeutend waren, als die Gegenſtände, welche ſie behandelten, ſchienen nun zu beweiſen, daß es ihnen vorher nur an Materie zum Schreiben gefehlt habe, und daß ihre Schreibſucht ihnen nicht Zeit ließ, auf eine beſſere Wahl der Gegenſtände zu denken. Freylich ſucht der Schriftſteller von Beruf nicht erſt den Stoff, wenn er ſich hinſetzt zu ſchreiben, ſondern der Stoff ſucht ihn, und drängt ihn, wenn er den Mann findet, an das Pult; er nöthigt ihn, ſich der Ideen, die ſich über den einmahl gefaßten Gegenſtand in ihm entwickeln, zu entledigen, das, was er gedacht, beobachtet, entdeckt hat, ſeinen Leſern mitzutheilen, und das iſts, was ſeinen Beruf zum Schreiben ausmacht. Es gibt zwar, wie bekannt, einen noch dringenderen Schriftſtellerberuf, als dieſen, einen Beruf, den man im Magen fühlt, aber den kennt man leider aus ſeinen Früchten, und nie war er vielleicht kenntlicher, als an den unzeitigen Gewächſen, die er in der erſten Periode der Preßfreyheit, auf dem öſterreichiſchen Boden her-

vor-

vorbrachte. — Mit des Herrn Landraths Eybel Abhandlung: Was iſt der Pabſt? begann nun die neuere beſſere Periode der inländiſchen Schriftſtellerey. Eine deutſche, ſelbſt dem Volk verſtändliche Abhandlung über einen Gegenſtand, der bisher entweder bloß lateiniſch, oder nur von proteſtantiſchen Schriftſtellern deutſch, aber immer nur für Sachkündige allein behandelt worden war, würde auch ohne die freymüthige Einſchränkung der päbſtlichen Rechte, die ihren Inhalt ausmachten, Aufmerkſamkeit zu einer Zeit erregt haben, wo der Gedanke Pabſt in den Köpfen einer halben Welt, und vor allen in denen des Wiener Publikums ein ausſchlieſſendes Recht zu walten hatte. Schon der Titel der Schrift war für das Volk, geiſtlichen und weltlichen, adelichen und bürgerlichen Standes, eine kühne vermeſſene Frage, unerhört in den älteren Katechismen, in welche man ſich wohl jede andere Frage, nur niemahls die: Was iſt der Pabſt? erlaubt hatte. Noch weit unverzeihlicher ſchien der Inhalt, und faſt allgemein war die Empörung derjenigen, welche in ihren Klöſtern eine freylich ganz andere Lehre über dieſen Gegenſtand einge-

ſo-

ſogen hatten. Aber was dieſe Zeloten am meiſten wider den Verfaſſer empörte, waren deſſen ſieben Capitel von Kloſterleuten, die mit ſeiner Abhandlung über den Pabſt zugleich erſchienen, und gegen ihr unmittelbares Intereſſe gerichtet waren. Da ſie nun gegen dieſe wenig oder nichts vorbringen konnten, ſo war es natürlich, daß ihnen die Schrift über den Pabſt zum Ableiter ihrer Erbitterung dienen mußte. Sie donnerten von der Kanzel herab gegen den Verfaſſer, und P. Merz in Augsburg hielt in einer öffentlichen Kontroverspredigt Gericht über ihn. Nichts war bey dieſer Gelegenheit luſtiger anzuſehen, als wie ſich die Eiferer auf der Kanzel wandten, und krümmten, um dem Verfaſſer eins anzuhängen, ohne ſich gegen die Grundſätze des Staats und der Cenſur, welche dieſe Schrift billigte, zu verſtoſſen. Aber noch eifriger, und folglich noch gröber waren ſie mit der Feder. Ein jeder, der dagegen ſchrieb, nannte ſeine Lehre echt und uralt, und bedachte unglücklicher Weiſe nicht, daß die Grundſätze des Mittelalters freylich, leider! uralt, aber die der erſten Kirche noch urälter, und folglich auch echter ſeyn. Kurz über

70 Schriften zogen allein für und wider dieſen Gegenſtand zu Felde, und das Reſultat aller Gegenſchriften war, daß ſie des Verfaſſers Abhandlung, ſtatt ſie zu widerlegen, bekannter, geſuchter, und folglich gemeinnütziger machten. Dies bewies augenſcheinlich der erſtaunliche Abſatz derſelben, und die Eilfertigkeit, mit welcher ſie ins Lateiniſche und Franzöſiſche überſetzt ward. Sogar der Titel dieſer Abhandlung ſchien Epoche zu machen; eine Menge Schriften erſchienen von nun an in Geſtalt von Fragen, und indeß der Verfaſſer ſelbſt noch einige Gegenſtände des Kirchenrechts auf dieſe Art behandelte, wimmelte es von fragenden Titeln. Man frug:

Was iſt der Verfaſſer der Abhandlung: Was iſt der Pabſt?

Was iſt der Kardinal?

Was ſoll der Pfarrer ſeyn?

Was iſt die Religion?

Was iſt die Kirche?

Was iſt der Kaiſer?

Was ſind die Pflichten gegen Gott?

Was iſt der Peter?

Was iſt der Teufel?

Was ſind die Wiener Schriften überhaupt?

Und man würde vielleicht noch mehr gefragt haben, wenn das Antworten nicht ſo ſchwer wäre. Wenigſtens machte ein Gegner dieſer Herren Frageſteller die feine Bemerkung: daß ein Naar mehr fragen könne, als zehn Weiſe beantworten.

Noch eine Schrift, über welche bey Gelegenheit der Ankunft des Pabſtes bis Ekel geſtritten ward, war: Die Vorſtellung an ſeine päbſtliche Heiligkeit Pius VI. von Herrn Rautenſtrauch. Der Ehrw. P. P. Faſt, der ſichs nun einmahl zum Geſchäft gemacht zu haben ſcheint auf der erzbiſchöflichen Warte die Aſpekten der Aufklärung am Wiener Horizonte zu beobachten, konnte dieſen Irrſtern nicht unangehalten vorbeylaſſen. Er glaubte an demſelben durch ſein altes Sehrohr eine Menge Flecken wahrzunehmen, und, ohne erſt zu unterſuchen, ob dieſe Flecken nicht etwa an den Gläſern ſeines eigenen Tubus befindlich ſeyn, ereiferte er ſich dagegen in einem Tone, der in den Zeiten, da man mit Fäuſten ſchrieb, einem Weslinger Ehre gemacht haben würde. Herr Rautenſtrauch, der keinem ſeiner Gegner gern das

letzte Wort läßt, fing an Epiſteln an ihn zu ſchreiben, deren keine unbeantwortet blieb; und hieraus entſtand jener artige Briefwechſel, der, wenigſtens von Seite des Ehrw. P. P. Faſts einen herrlichen Beytrag zu deutſchen Epistolis obscurorum virorum abgeben würde. Unſtreitig bleibt Herrn Rautenſtrauch bey dieſem Handel die Ehre einer ungleich größeren Mäſſigung, und die noch größere, der Verfaſſer einer Schrift zu ſeyn, wie ſeine Vorſtellung iſt.

Es erſchienen in dieſer zweyten Schriftſtellerperiode, welche den Papſt zum Gegenſtand hatte, noch mehrere ſehr gut geſchriebene Abhandlungen, deren Auseinanderſetzung mich zu weit führen würde. Genug, aus allen zuſammengenommenen, ergiebt ſich der Schluß, daß ſich von dem jungen Nachwuchs der Autoren — derjenigen verſteht ſich, die nicht Pfuſcher ſind — wenn nicht Schreibbegierde allein ſie leiten, und Ueberlegung die aufbrauſende Hitze mäßigen wird, noch viel Gutes hoffen läßt.

Mit dem Inſtitute der Predigerkritiker begann für Wien eine neue Schriftſtellerperiode, die ſowohl wegen der Wichtigkeit des

Ge-

Gegenſtandes, als ihrer unſtreitigen Gemeinnützigkeit merkwürdig iſt. Wie wichtig die Rolle eines Predigers, und wie groß der Einfluß eines öffentlichen Redners auf das Volk von jeher geweſen ſey, beweiſet die durch alle Nationen und Alter immer gleich fortlaufende Erfahrung von den Sophiſten Griechenlands an, bis auf die herumziehenden Bußprediger unſerer Zeiten. Unzählig ſind die Beyſpiele, daß eine ſchwärmeriſche Rede feige Memmen zu Helden, und gutwillige Schaafe zu reißenden Wölfen machte. Nicht ſelten haben Prediger ihre Macht über das menſchliche Herz bis auf einen unerklärbaren Punkt getrieben; und daher kam es, daß man das, was ſie von der Kanzel herab wirkten, ſo oft Mirakel nannte. Noch mehr: ein nur mittelmäßiger Redner läßt an unmittelbaren Einfluſſe auf ſein Volk ſelbſt den beſten Schriftſteller weit hinter ſich zurück. Nie wird ein Raynal ſeinen Leſern das werden, was Ziska auf ſeiner Tonne den Huſſiten ward. Der Grund hievon liegt in der Natur der Sache. Der Redner hat nicht nur alle Vortheile des Schriftſtellers, ſondern er hat noch weit mehr, um auf ſein Volk zu wirken.

Die

Die Art, mit welcher beyde ihre Gedanken und Empfindungen mittheilen, iſt unendlich verſchieden. Das Mittel zur Wirkung iſt bey dem Schriftſteller nur der todte Buchſtabe, bey dem Prediger das lebendige Wort: der Prediger iſt gegenwärtig, um jedes ſeiner Worte durch Ausdruck und Geberde zu unterſtützen, und wirkt alſo auf zween Sinne zugleich: der Schriftſteller iſt abweſend, bleibt ungeſehen, und kann nur auf einen Sinn wirken. Der Redner wirkt auf Tauſende zugleich, und hat da den wichtigen Vortheil, daß der gerührte Zuhörer den ungerührten bewegt, und das Beyſpiel des größeren Theiles den kleineren mit anſteckt. Den Schriftſteller lieſt jeder allein, und der Leſer ſieht keine Mitgerührten um ſich, die ſeine Empfindungen unterſtützen oder heben könnten. Der Redner kann fortreiſſen, wo er will, und zurückhalten, wo es ihm beliebt: den Lauf des Schriftſtellers kann jede Kleinigkeit hemmen, und ſeine Ruhepunkte werden mit einem Blick überſprungen. Das Publikum des Redners iſt gleichartiger, es iſt ihm mehr bekannt, um auf ſelbes zu wirken. Das Publikum des Schriftſtellers iſt die Welt, un-

endlich mannigfaltig an Denkart und Empfindungsvermögen, er kennt ſeine Leſer nur nach dem allgemeinen Begriffe der Menſchen, und hat nur entfernte, unbeſtimmte Mittel, um auf ſie wirken zu können. Aus dieſer Vergleichung, die allerdings noch weiter geführet werden könnte, wird es einleuchtend klar, daß der Prediger von ungleich größerem Einfluß ſeyn müſſe, als der Schriftſteller, daß dieſer nur nach und nach Proſelyten machen, jener aber augenblickliche Empörungen veranlaſſen, und folglich gefährlicher werden könne, und daher in einem Staate eine noch weit ſtrengere Aufſicht verdiene, als ſelbſt der Schriftſteller.

Dieſe allgemeinen Betrachtungen, die, wie alles Allgemeine, ihre Ausnahme, und Einſchränkungen wohl haben mögen, machen die bisherige gänzliche Cenſurfreyheit aller öffentlichen Predigten ſehr auffallend, aber noch auffallender die Klagen derjenigen, die ſich berechtigt glaubten gegen ein Inſtitut zu murren, welches allein dieſen Mangel einer öffentlichen Aufſicht einigermaßen erſetzen kann. Seit der Zeit, da die Pfarrer den Beſitz der Kanzel mit den Mönchen zu theilen

ren anfiengen, iſt eine ſolche Aufſicht um ſo nöthiger, da man weiß, was für Aberglauben und Irrthümer dieſe Gattung Prediger nicht ſelten unter dem Volke verbreitet, und wie oft ſie den Predigtſtuhl zum Pranger der Pfarrer, der Obrigkeiten, und ſelbſt ihrer Zunftgenoſſen, gemacht haben. Iſt alſo das Inſtitut der Predigerkritiker von dieſer Seite ein unentbehrlicher Zaum, ſo dient ſelbes zugleich von der andern Seite den Predigern zum Sporn, mehr Fleiß auf ihre Predigten zu verwenden, und den Orden ſelbſt zum Antrieb, ihre Subjekte beſſer zu wählen, und keinem eine Kanzel zu vertrauen, welcher unfähig iſt, derſelben Ehre zu machen. Dieſe ſtrenge Auswahl iſt um ſo nöthiger, da man leider! aus Erfahrung weiß, was für Subjekte nicht ſelten die Kandidaten der meiſten Mönchsorden waren. Wenigſtens hat mich ſelbſt ein würdiger Profeſſor einſt verſichert, und mit Vorweiſung ſeiner Schulliſten überzeugt, daß er ſeit vielen Jahren her, von zwey bis dreyhundert ſeiner jährlichen Schüler um die Hälfte des Jahrs immer ein Drittel mit Atteſtaten der zweyten oder gar der dritten Klaſſe ausgemuſtert,

und in die Kapuziner- und Franziſkanerklöſter abgeſetzt habe.

So einleuchtend nun die Nothwendigkeit irgend einer Art von öffentlicher Aufſicht über die Prediger jedem unbefangenen Kopfe ſeyn muß ſo nichtig ſind anderer Seits die Gründe, welche die Vertheidiger einer unbeſchränkten Kanzelfreyheit dieſem Inſtitute entgegen ſtellen. Alle ihre Gründe, in ſo mancherley Formen ſie dieſelben auch einkleiden, laufen immer in den Punkt zuſammen: daß eine öffentliche profane Kritik das Anſehen des Worts Gottes entkräfte, und der Ehrerbietung, die man den Verkündern deſſelben ſchuldig iſt, zuwider ſey. Zween Einwürfe, die kaum einer Widerlegung werth ſind. Erſtens, iſt wohl das alles Gottes Wort, was ein Prediger ſpricht? Ich traue jedem Prediger zu viel Ehrerbietung gegen ſeinen göttlichen Lehrer zu, als daß ich je glauben wollte, daß einer kühn genug ſey, dem allerweiſeſten Weſen ſein, oft ſo unlogiſchen Schlüſſe, ſeine Läppereyen, ſeine liebloſen Ausfälle, und ſeinen Legendenkram als eigen Wort unterzuſchieben. Sind zweytens

tens ſelbſt ihre Auslegungen des göttlichen Wortes immer logiſchrichtig, und dem Menſchenverſtande gemäß? man leſe die wöchentlichen Wahrheiten der Kritiker, und man wird faſt in jedem Stücke Beyträge zur Verneinung dieſer Frage finden. Man halte die Textverdrehungen eines Bruders Gerundio *) ja nicht für übertrieben. So ungereimt ſelbe ſind, ſo gewöhnlich ſind ſie nicht nur bey ſpaniſchen, ſondern auch bey deutſchen Predigern. Man höre zum Beweis ein Beyſpiel aus einer Wiener Predigt welches eine kaum fünf Jahr alte Thatſache iſt. Es war eine Faſtenpredigt, in welcher der Predi-

*) Franz Isla, ein ſpaniſcher Jeſuit, auf dem der Geiſt des Cervantes ruhte, ſtellte im Jahr 1758 in ſeinem Kanzeldonquiſchotte, den er Bruder Gerundio naunte, den Predigern ſeiner Zeit ihr eigenes Ebenbild zum Spektakel dar. Dieſes vortrefliche Buch, welches Bertuch unter dem Titel: Geſchichte des berühmten Predigers Bruder Gerundio von Campazas. Leipzig 1773. 2. Bände gr. 8. ins Deutſche überſetzt hat, iſt die angenehmſte und lehrreichſte Lektüre für Prediger aller Nationen und Zeiten.

diger ſeine Zuhörer zur Enthaltung von Fleiſch-ſpeiſen ermahnte, und ihnen den Abſcheu vor den Faſtenſpeiſen benehmen wollte. Unter andern Beweiſen führte er das Beyſpiel des jungen Tobias an: wie derſelbe mit dem Engel in die Ferne gegangen ſey, ein Mittel für das verlorne Augenlicht ſeines Vaters zu ſuchen; und wie er, als ihm der Engel einen großen Fiſch gezeigt, vor demſelben aus Furcht zurück gebebt, von dem Engel aber ermuntert worden ſey, ihn herzhaft anzugreifen. „Alſo," fuhr der Prediger ohne zu lachen fort, „alſo auch ihr, meine Zuhörer, fürchtet euch nicht vor dem Tiſch, ergreifet ihn herzhaft, er wird euch nicht beiſſen, u. ſ. w."

Jede Textverdrehung iſt kraftlos für den Verſtand, und leitet zu Trugſchlüſſen, die den Mann, der ſie einſieht, empören, ſtatt ihn zu überzeugen, jedes Legendenmärchen macht den Prediger in den Augen des vernünftigen Zuhörers entweder zum Heuchler, den er verachten, oder zum leichtgläubigen Kinde, das er bemitleiden muß. Und dieß iſt, womit Prediger ſelbſt ihr Wort entkräften; die Kritik thut das Gegentheil, ſie will, daß Gottes Wort in dem Munde der Pre-

diger nicht kraftlos werden ſoll. Und wie kann endlich eine öffentliche Rüge der Kanzelgebrechen der Ehrerbietung zuwider ſeyn, die man den Predigern ſchuldig iſt? Jede Ehrerbietung, die nicht perſönliches Verdienſt zum Grunde hat, wird Satyre für den, dem ſie erwieſen wird; man ehret den Mann des Kleides deswegen. Die Kritik will den Predigern nicht ihre Ehre nehmen, ſie will ihnen Ehre geben: und giebt ſie nicht dem Ehre, dem Ehre gebührt? —

Genug zur Apologie eines Inſtitutes, deſſen beſcheidener Tadel nur dann aufhören kann, wenn die Prediger aufhören werden, ihm Stoff zum Tadel zu geben. — Das Inſtitut ſelbſt war eigentlich eine beſſere Nachahmung eines ähnlichen Inſtitutes in Prag, die Geiſel der Prediger genannt, das aber, weil es ſeinem Endzwecke in der Ausführung minder entſprach, aufhörte. Die bloße Ankündigung dieſes Inſtituts in Wien erregte ſchon Aufſtand. Der verjährte Beſitz einer bisherigen gänzlichen Unfehlbarkeit auf der Kanzel ſollte nun dem Urtheile weltlicher Richter ausgeſetzt ſeyn? P. Pochlin Lehrer der Beredſamkeit in dem erzbiſchöflichen

Alumnate, war der erſte, der die bloße Ankündigung als eine Herausforderung anſah, und dem Feind, den er noch nicht kannte, beherzt vor die Stirne trat. Mit einem Feind anbinden wollen, den man noch nicht kennt, heißt nach der Regel der Kriegskunſt — Tollkühnheit: bey P. Pochlin war es, wie man aus ſeinem Fehdebrief, den er im Wiener Diarium ſeinen Gegnern zuſandte, ſchließen konnte, Selbſtgefühl ſeiner Stärke und Bewußtſeyn ſeiner Unfehlbarkeit. Er lud ſeine ſämmtlichen Gegner nach Wöſendorf ein, um ſich da mit ihnen auf der Kanzel zu meſſen, und das ungefähr in den Ausdrücken, deren ſich einſt der große Goliath gegen den kleinen David bediente. Die Gegner erſchienen, die Predigt begann, und der Rieſe fiel noch vor dem erſten Stein aus der Schleuder ſeiner Kritiker. Er raſfte ſich auf, und zog nun als Schriftſteller aus, und fiel wieder, ſchwerer als zuvor Er kam nun in Perſon eines Fleiſchhackers, und that zum drittenmahl einen Fall, der nun deutlich bewies, daß es den Kritikern weit weniger Ehre gemacht habe, über ſo einen Gegner zu ſiegen, als es ihnen gemacht haben würde, wenn ſie

nach

nach dem Fehdehandſchuh eines Mannes, der ſo wenig Ritter war, gar nie gegriffen hätten.

So verdächtig nun P. Pochlin ſelbſt durch dieſe Art zu ſtreiten ſeine eigene Sache gemacht hatte, ſo fand er doch bald an dem mehrgedachten P. P. Faſt einen würdigen Gehülfen. Dieſer eifrige Mann, der den bisherigen Papierverderbern getreulich geholfen hatte, das weiße Papier zu vertheuern, und das gedruckte wohlfeiler zu machen, fand die Wachſamkeit der Cenſur über die Predigerwahrheiten unzureichend, und hielt es für Pflicht, über dieſelben eine Art von Superreviſionsgericht zu halten. Es that dieß, und thut es noch jetzt in ſeiner katholiſchen Prüfung der Predigerwahrheiten, die bereits auf 9 Stücke gediehen, und in ſeiner bekannten Urmanier geſchrieben iſt.

Noch weit mehr ward dieſes Inſtitut von der Kanzel herab angegriffen. Es ward bald der allgemeine Gegenſtand der öffentlichen Kanzelreden, und die meiſten Prediger zeigten ſelbſt bey dieſer Gelegenheit deutlich, wie ſehr es ihnen zur Gewohnheit geworden ſey, die geheiligte Stätte zum Tummelplatz perſönlicher Leidenſchaften zu ma-

chen, und wie wenig die Heiligkeit des Ortes vor Entheiligung ſichere. Kurz, ſie bewieſen ſelbſt, wie ſehr ſie einer öffentlichen Aufſicht vonnöthen haben. Das Auffallendſte bey dieſer Sache war, daß Männer, die im Predigeramte beynahe grau geworden, die ein Recht zu haben glauben, ſich jüngern Predigern zu Lehrern und Muſtern aufwerfen zu dürfen, gerade die lauteſten Beweiſe von jugendlicher Hitze, und gereizter Leidenſchaft gaben, und bey dem erſten Anlaſſe des kleinſten Tadels ſo ganz vergaſſen, daß Sanftmuth und Beſcheidenheit die weſentlichſten Eigenſchaften eines Verkünders der Lehre Chriſti ſeyn. Kurz, Männer, die von Amtswegen uns ermahnen, Unbilden mit Geduld zu leiden, konnten die Wahrheit nicht vertragen, und zeigten uns von Neuem die leidige, weite Kluft, welche die Worte von den Werken trennet.

Nun ein paar Worte von der Predigerkritik ſelbſt! Der Endzweck dieſes Inſtitutes iſt zweyfach. Es ſoll ein Zaum und ein Sporn für die Prediger, und ein Belehrungs- und Verwahrungsmittel für die Zuhörer ſeyn. Der erſte Endzweck fordert freymüthigen, beſcheidenen Tadel,

ohne

ohne Anſehung der Perſon, wo was zu tadeln iſt, und gerechtes unpartheyiſches Lob deſſen, was Lob verdient. Der zweyte Endzweck fordert Aufklärung über Dunkelheiten, Zurechtweiſung irriger Meinungen, Unterſcheidung zwiſchen weſentlichen und unweſentlichen, nützlichen und ſchädlichen, abergläubiſchen und erbaulichen Religionsgebräuchen, genaue Kenntniß der geiſtlichen und weltlichen Gewalt, und der Grenzlinie zwiſchen beyden, und endlich das Zutrauen der Leſer, dazu nur aufrichtige Wahrheitsliebe, Mäſſigung und Beſcheidenheit ein gegründetes Recht geben können. Daß die Predigerkritik viele dieſer Forderungen erfüllen, iſt unläugbar, aber auch eben ſo unläugbar iſt es, daß ſie noch weit mehr leiſten könnten, als ſie wirklich leiſten. Wenigſtens weiß ich nicht, was oft ein ganzer Bogen voll Perſönlichkeiten von ſich und den Predigern zur Erreichung des doppelten Endzweckes beytragen ſoll. Wozu die ewigen Repliken auf jeden Ausfall eines Predigers? Das Publikum weiß ohnehin, daß Prediger Menſchen ſind, und das alte Sprichwort: Wie man in den Wald ſchreyt, ſo hallts wieder — ſo ſehr es in

der

der Schriftſtellerwelt Mode iſt — ſoll wenigſtens hier nicht ſtatt haben. Der Schriftſteller, der von der Güte ſeiner Abſichten überzeugt iſt, hält ſich bloß an die Sache, geht feſten Schritts ſeinen Weg fort, und ſieht ſich nicht um nach dem Gebelle, das ſich von dieſer oder jener Seite hören läßt. Nebſt einer größeren Mäſſigung wäre den Verfaſſern auch oft mehr Klugheit in Ausrottung der Vorurtheile, und Betreibung des Aufklärungsgeſchäftes zu empfehlen. Sie ſcheinen hierin oft zu haſtig, und ſchneiden einen Knoten mitten entzwey, den ſie nach und nach auflöſen ſollten. Das Werk der Aufklärung iſt ſeiner Natur nach allmähligen Ganges: das Verlernen von Dingen, die einmahl feſt in den Kopf gehämmert ſind, fordert viel mehr Zeit, als das Lernen; und Aberglaube und Vorurtheil, die leiſen Ganges geſchlichen kamen, und nach und nach unvermerkt Platz griffen, laſſen ſich nicht auf einmahl aus ihrer Veſte jagen, ſie müſſen ſo fortgeführt werden, wie ſie gekommen ſind. — Dieſe Erinnerungen ſchienen mir nöthig zu ſeyn, für ein Inſtitut, das alles erfüllen muß, was man ſeiner Natur nach davon erwarten kann.

Die

Die übrigen kleineren Schriften dieſer dritten Periode waren meiſt ein leidiges Durcheinander. Gegenſtände der Religion fingen wieder mit allerley Von und Ueber abzuwechſeln an, und viele Schriften ſchienen nur der einmahl in Gang gebrachten Schreibegewohnheit der Hände ihr Daſeyn zu danken. Und da, wie natürlich, der Kopf den Händen nicht immer folgen kann, ſo paßten einige jede Gelegenheit ab, und ſuchten ihre Schreibmaterialien auf der Gaſſe. Sobald der Pöbel was zu ſprechen hatte, hatten ſie was zu ſchreiben, und wie der Hunger gierig an einer harten Brodkruſte nagt, ſo nagte ihre Schreibſucht heißhungrig an jedem Gaſſenſpektakel. Die öffentliche Arbeit der geſchornen Verbrecherinnen war ihnen ein willkommener Stoff. Sogar die Muſen mußten ſich von ihnen zu dieſem Gegenſtande brauchen laſſen, aber die Lieder, welche ſie zur Welt brachten, ſahen leider eben ſo aus, wie die Muſen, welche ſie zu Geſängen begeiſtert hatten. Wobey ſie noch die lächerliche Irrung begingen, die Criminalverbrechen mit den Polizeybetretungen zu vermengen, und alle geſchorne Verbrecherinnen für Gaſſenphrynen auszugeben, ver-

muth-

mathlich weil ſie von ihren Gegenſtänden begeiſtert, es ihnen nicht anſahen, daß ſo eine Vermuthung die gröbſte Satyre auf ihr eig enes männliches Geſchlecht ſey.

Dem unbefangenen Beobachter, der nun den gegenwärtigen Zuſtand des Schriftſtellerweſens mit dem vorigen zuſammen hält; und den Bezug deſſelben auf Religion, Staat, und Wiſſenſchaften beobachtet, ſtellen ſich von ſelbſt folgende Beobachtungen dar.

Widerſpruch war von jeher die Quelle neuer Entdeckungen in dem Reiche der Wiſſenſchaften. Geſchwindere Aufklärung, tiefere und gründlichere Kenntniſſe, feſtere Ueberzeugung bey denen, auf deren Seite die Wahrheit iſt, waren von jeher die unmittelbaren Folgen deſſelben. Der menſchliche Geiſt gleicht einem Feuerſteine, aus dem nur auf den Gegenſchlag des Feuerſtahles Licht fährt. Auf die nämliche Art, wie die Wilden in Amerika Feuer machen, erhielten die Europäer Aufklärung und Licht, ſie rieben Geiſt auf Geiſt, wie jene Holz auf Holz. Widerſpruch erzeugt Anſtrengung des Geiſtes, öffnet neue Ausſichten, treibt den Geiſt in unbekannte Gegenden, und

ver=

verlängert und verſtärkt die Kette des menſchlichen Wiſſens. Die Geſchichte aller Wiſſenſchaften beſtätiget dieſe Wahrheit. Wo man am meiſten widerſprach, rückte man am geſchwindeſten vorwärts, daher der in Vergleichung mit anderen Wiſſenſchaften kaum glaubliche Vorſprung, den ſchon die Griechen in der Philoſophie machten. Wie eine Sekte gegen die andere verlor, gewann die Philoſophie. Eben ſo im Fache der Religion. Die beſten Schriften der Kirchenlehrer haben wir den Einwürfen ihrer Gegner zu danken; und daß in den finſtern Zeiten des Chriſtenthums der Widerſpruch ſeine wohlthätige Wirkung verlor, das machten die römiſchen Cenſuren und Interdikte, die den menſchlichen Verſtand in Feſſeln legten, und zur Unthätigkeit verdammten.

Wenn man nun dieſe Beobachtungen auf den Widerſprechungsgeiſt unſerer Zeloten, die ſich gegen jeden neuen Vorſchritt der Aufklärung, gegen jede zum Wohl der Menſchheit gemachte Verordnung ſo ſehr ereifern, anwendet, ſo ergibt ſich der Schluß, daß dieſe Herren Widerſprecher ſelbſt durch die Blöſſen, die ſie in ihren Widerſprüchen nothwendig geben müſſen, und durch die

tiefere Erörterung gewiſſer Dinge, die ſie ſelbſt veranlaſſen, ſich ihren eigenen Fall bereiten, und an ihrer eigenen Grube arbeiten. Nichts iſt lichtſcheuer, als Aberglaube und Vorurtheil: ſie beſtanden von jeher nur durch den Schleyer von Ehrerbiethung, der ſie umgab, und der den Verſtand des Layen immer in einer ehrfurchtsvollen Entfernung davon zurückhielt: ihre Vertheidiger ſelbſt halfen den Schleyer wegziehen, und die Art, mit welcher ſie für ihre Götzen ſprachen, brachte dieſelben vollends um das Bischen Ehrwürdigkeit, das ihnen der ſonſt tolerante Menſchenverſtand noch gelaſſen hatte. Indeſſen hat die Wahrheit Urſache, ſelbſt ihren Gegnern zu danken, daß ſie ihr durch ihre Widerſprüche Gelegenheit verſchaften, mit den Strahlen ihres hellen Antlitzes die in heiligen Nebel gehüllten Popanzen, Aberglaube und Vorurtheil näher beleuchten zu dürfen.

Eine zweyte Bemerkung, die ſich jedem Beobachter des inländiſchen Schriftſtellerweſens von ſelbſt aufdringt, iſt dieſe: daß die Schriftſtellerſchaft — zumahl in Wien — von ihrer eigenthümlichen Würde ſehr viel verloren, und zu einem beynahe verächtlichen Handwerk herabgeſun-

ken-

ken iſt. So viel Officia sordida die Römer hatten, und ſo eine Menge Schriſterlinge auch die Klagen eines Juvenal und Horaz bey ihnen vermuthen laſſen, ſo fiel es ihnen doch nie ein, dieſe Gattung Beſchäftigung unter die Officia sordida zu zählen; bey uns aber iſt das Barometer der öffentlichen Hochachtung für die Schriftſtellerey bereits auf ſo einen Grad gefallen, daß dieſelbe, wenn man eine Klaſſifikation aller Beſchäftigungen, nach Grundſätzen des römiſchen Rechts feſtſetzen wollte, ſehr wahrſcheinlicher Weiſe unter die Officia sordida zu ſtehen kommen würde. Die Urſache dieſes auffallenden Unterſchiedes ſcheint theils in dem Zahlverhältniß der ſchlechten Schriften gegen die guten, theils in der Beſchaffenheit der Perſonen zu liegen, welche ſich mit Schreiben abgeben.

Unſtreitig überwiegt bey jeder ſchreibenden Nation die Anzahl der ſchlechten und mittelmäſſigen Schriften weit die Anzahl der guten; ſteigt aber die erſtere ſo hoch, daß die leztere darneben zu verſchwinden anfängt, ſo muß die Achtung für die kleinere Zahl in eben dem Grade abnehmen, wie das Uebergewicht der größeren zunimmt. Der

Grad des Verhältniſſes zwiſchen beyden iſt immer der Maßſtab des allgemeinen Urtheils, und das leſende Publikum gleicht einem Fiſcher, der, wenn er unter zehnmahligen Angelwerfen nicht einmahl ein Fiſchchen fängt, dieſe Waſſerſtelle für fiſchlos hält, und weiter geht. Daß dieß der Fall der Wiener Schriften ſey, bedarf leider! keines Beweiſes. Von dem erſten Aprill des vorigen Jahres an bis Ende September des gegenwärtigen, folglich in einer Zeit von 18 Monathen erſchienen bloß allein in Wien 1172 Schriften, die Nachdrücke fremder Werke nicht mitgerechnet. Welch eine Zahl! und doch würde das Publikum noch um ein Paar hundert mehr zu ſehen gekriegt haben, wenn es bloß auf den guten Willen der Autoren angekommen wäre. Angenommen nun, daß von dieſen eilfhundert zwey und ſiebzig Schriften drey Viertheile — welches doch für jeden Kenner derſelben das allerglimpflichſte Postulatum ſeyn muß — mittelmäſſiges, oder ſchlechtes Zeug waren, ſo entſteht daraus ein Verhältniß von 293 guten, gegen 879 entbehrlichen, oder gar ſchlechten Produkten. Wenn wir nun weiter annehmen wollen, daß eine Schrift in die andere

gerechnet, nicht mehr als 10 Kreuzer gekoſtet habe — welches man in Rückſicht ſo vieler periodiſchen Schriften, und ſo vieler größeren Werke leicht annehmen kann, und wenn wir ferner vorausſetzen, daß von jeder Schrift im Durchſchnitt nur 200 gekauft worden ſind, — ſo geben uns die ſämmtlichen bisher erſchienenen Schriften eine Summe von baaren 39066 Gulden 40 Kreuzern. Wenn wir nun von dieſer Summe drey Viertheile, welche auf Rechnung der entbehrlichen Schriften kommen, abziehen, ſo ergibt ſich daraus an unnütz verſchwendetem Gelde eine Summe von 29299 Gulden 30 Kreuzern. Man rechne hiezu noch den mit Leſung dieſer Schriften erlittenen Zeitverluſt, und addire damit das Lucrum cessans von Ideen und Kenntniſſen, mit welchen man während dieſer Zeit den Verſtand aus beſſern Schriften hätte bereichern können, und urtheile dann, ob man dem Publikum die Verachtung und Geringſchätzung ſo ganz und gar verargen könne, mit welcher daſſelbe auf die heutigen Schriftſtellerprodukte herabſieht. Indeſſen würde das Publikum ſehr voreilig und ungerecht handeln, wenn es dieſe ganze unnütze Ausgabe bloß auf Rech-

der Autoren ſchreiben und glauben wollte, daß dieſe beträchtliche Summe von 29299 Gulden, nach Abzug der Druckkoſten, ein reiner unverdienter Gewinn der Autoren geweſen ſey. Nach dem hieſigen Verlegerfuß, der gerade für jene Autoren der ſchlechteſte iſt, die des Geldes am meiſten bedürfen, fallen von jeder Schrift im Durchſchnitt ſicher zwey Drittheile reinen Gewinnſtes in den Säckel derjenigen, die bey fremden Geiſtesgeburten Hebammendienſte verrichten, das iſt, die, um ein Geiſteskind in die Welt zu ſetzen, ihre Hände, Maſchinen und Windeln herleihen, oder ſich wohl gar für den bloſſen Aufenthalt fremder Kinder in ihrem Gewölbe einen größern Zins, als je in Wien für eine Wohnung gezahlt wird, abreichen laſſen. Nach dieſem Zweydrittelfuß alſo kömmt von den obenangeführten unnützverwendeten 29299 Gulden ein ſicherer Betrag von 19533 Gulden auf Rechnung der Verleger. Eine Summe, die jene große Bereitwilligkeit allerdings begreiflich macht, mit welcher dieſelben noch immer fortfahren, jeder unreifen Geburt ohne Rückſicht auf derſelben künftiges Schickſal an das Tageslicht

licht zu helfen, und ſich der Schuld zu frühe entbundener Autoren theilhaftig zu machen.

Noch mehr als das bloſſe auffallende Verhältniß der ſchlechten Schriften gegen die guten ſchadet der Würde der Schriftſtellerey die bekannte Beſchaffenheit derjenigen, die ſich mit Schreiben abgeben. Leſen und Schreiben können machte ſonſt die erforderlichen Eigenſchaften des gemeinen Mannes aus, der bloß von Handarbeit lebt; itzt ſcheinen ſie hinreichend, den Beruf des Schriftſtellers zu machen, und ſo iſt die Schriftſtellerey zu einem Handwerk geworden, in dem jeder pfuſcht, der geſunde und ſchreibfähige Hände hat. Pfuſcherey veranlaßte von jeher den Verfall der Künſte und Handwerke. Die wohlfeile, wiewohl ſchlechte Waare des Pfuſchers, verſchlägt die beſſer gearbeitete Waare des kunſtgerechten Meiſters, und dieſer, weil ihm Niemand den größeren Aufwand von Zeit und Mühe auf ſeine Arbeit bezahlen will, muß entweder darben, oder mit zum Pfuſcher werden. Geſchieht das, ſo nimmt mit der Güte der Arbeit ihr Werth ab, das Handwerk fällt, und mit ſelbem die Achtung, die man ſonſt dafür hatte. Der Einwohner des Landes ſieht, daß er

bey aller Wohlfeile der Waaren verliert, daß er nun alle Jahr neu anſchaffen muß, was ihm ſonſt vier bis fünf Jahre gedauert hatte; er will wieder gute Waare, findet ſie in ſeinem Lande nicht, kauft auswärts, und trägt das Geld aus dem Lande. Das iſt beyläufig das Schickſal unſerer inländiſchen Schriftſtellerey. Es waren Zeiten, wo es bey uns wenig oder gar keine Schriftſteller gab, und der Leſebegierige mußte ſich auswärts Nahrung ſeines Geiſtes ſuchen. Jetzt haben wir Schriftſteller die Menge, aber der Fall iſt noch immer der nämliche, und wird es ſo lange bleiben, ſo lange zwey Drittheile der geſammten Schriftſtellerzunft bloſſe Pfuſcher ſind. Bey den Handwerken hat man, um den böſen Folgen der Pfuſcherey vorzubeugen, die Zunft- und Innungsrechte eingeführt, welche den kunſtgerechten Meiſter in dem ausſchließenden Beſitz ſeiner Kunſt handhabten, und den Pfuſchern das Handwerk legten; die Schriftſtellerey war in dieſem Puncte von Anbeginn vogelfrey und ohne Schutz, und die Kritiker, die ſich freylich manchmahl des bedrängten Autorweſens annahmen, und ſich den Eingriffen der Afterautoren entgegen ſtellten, waren von je-

her eine viel zu ſchwache Schutzwehre, ein Volk von ihrem Gebiete hinan zu halten, welches nur zu gut wußte, daß die Waffen der Vertheidiger desſelben nur Gänſeſpuhlen ſind, und ihre Worte zwar den Ton, aber nicht das Vermögen einer geſetzgebenden Gewalt haben. Und dieſer wehrloſe Zuſtand der Schriftſteller iſt es, der das Gebiet der Wiſſenſchaften zum Tummelplatz jedes noch ſo unverſchämten Federfechters macht, und der ſo viele litterariſche Kleinhändler veranlaßte, ihre kurze Waare an allen Orten auszukramen. Der Name Schriftſteller hat durch die Leute, die ihn tragen, bereits ſo viel von ſeiner urſprünglichen Würde verloren, daß er anfängt entehrend zu werden, und wenns noch länger ſo fortgeht, Gefahr läuft, in Oeſterreich eben ſo gut ein Schimpfname zu werde, als der Name: Fur bey den Römern ward. Bald wird ein Autor, dem ſein guter Name lieb iſt, Anſtand nehmen, mit Leuten dieſes Gelichters einerley Kleid zu tragen, und in einer Geſellſchaft zu erſcheinen, die ſo übel berüchtigt iſt. Er wird ſich zurückziehen, und dem Pfuſchergeſindel ein Gebiet überlaſſen, von dem der geſittete Mann wie von einer Jedermannsſchenke ſpricht. Das Publi-

kum kann dieſem Uebel allein zuvorkommen. Es iſt der einzige Herr, den das Autorvolk als ſeinen Richter anerkennt, der einzige, deſſen Geſetzen ſich der Schriftſteller und Pfuſcher unterwerfen muß. Es herrſchet unumſchränkt über alle Werke des Geiſtes, und entſcheidet über des Schriftſtellers Leben und Tod. Wenn nun dieſes Publikum, das im Schauſpielhauſe ſeine Rechte ſo ſtreng und unerbittlich ausübt, ſo leicht zum Mißfallen gereizt wird, und ſo geſchwind fertig iſt, ein langweiliges Stück, oder einen ſchlechten Schauſpieler auf der Bühne auszuziſchen; wenn dieſes Publikum auf der größeren Bühne der Litteratur eben ſo wenig ſeiner Rechte vergäſſe, die unberufenen Gaukler auf derſelben nicht duldete, ihre Bocksſprünge und Balgereyen nicht belachte, und das Poſſenſpiel, das dieſe Schriftſtellerbande wöchentlich zweymal im Wiener Diarium ankündiget, nicht theuer bezahlte, ſo würde die Pfuſcherey von ſelbſt aufhören, und die Schriftſteller würden ihr voriges Anſehen wieder erhalten.

Ueberhaupt trägt die hier eingeriſſene Mode alles, was man gedacht, beobachtet oder entdeckt

hat,

hat, flugs in Broſchüren, oder kleinen fliegenden Blättern, in die Welt zu ſchicken, vieles zur Verkleinerung der Ehre unſerer Litteratur bey. Dieſe Methode iſt allerdings ſehr nützlich, um richtige Begriffe und Meinungen von gewiſſen Gegenſtänden beym Volke in Umlauf zu bringen, aber von allen Sachen ohne Unterſchied ſo was Summariſches auf einen, oder zween Bogen hinſchreiben, heißt die Wiſſenſchaften ſehr geringfügig behandeln. Was iſt leichter, als ein Paar Bogen mit hundertmal geſagtem Zeuge vollzuſchreiben, das Ding gedruckt unter einem Titel, der oft das Beſte am ganzen Werk iſt, am nächſt beſten Gewölbfenſter eines Verlegers aushängen zu laſſen, und dann auszurufen:

Anch' io son pittore!

Ich will damit, daß ich den Greuel der Autorpfuſcherey gerügt habe, nicht ſagen, daß ein junger fähiger Kopf, der was gelernet hat, es aus eigenem Antrieb nie wagen ſoll, ſein Glück auf dieſer Bahne zu verſuchen; es wäre lächerlich, wenn er, um ſein Talent gemeinnützig zu machen, auf eine dringende Sendung warten wollte, um ſich, im Fall es ihm mißlänge, darauf

berufen zu können. Ein Pfuſcher iſt nur der, der es nicht beym erſten verunglückten Verſuche bewenden läßt. Denn leider! giebt es Verſuche, die einen traurigen Beweis von ihres Urhebers gänzlichem Mangel aller Autorfähigkeit abgeben, und denen man es auf den erſten Blick anſieht, daß aus den Begriffen, die ſich in des Verfaſſers Kopf herumtreiben, nie was werden wird, und nie was werden kann;

licet nonum premantur in annum.

Und ſolche Verſuche, zumal wenn ſie wiederholt werden, kann weder Sendung noch irgend ein anderes Mittel vor dem verdienten Vorwurfe der Pfuſcherey ſchützen.

Noch eine Bemerkung, die bey der Vergleichung unſerer Litteratur mit der auswärtigen mancherley Aufſchlüſſe geben kann, iſt dieſe, daß in Wien ein großer Theil der beſten Köpfe gar nicht ſchreibt; indeſſen auswärts faſt kein Stand, kein Amt, keine öffentliche Bedienſtung iſt, die nicht den Namen Schriftſteller zum Nebencharakter hat. Dieſe Ungleichheit läßt ſich theils aus der verſchiedenen Grundverfaſſung der Stände, theils aus Verſchiedenheit des hier und dort herr-

ſchen-

ſchenden Tones erklären. Bey uns nährt faſt jedes Amt ſeinen Mann hinreichend, und er hat nicht nöthig die Schriftſtellerey zur Nebenquelle ſeiner Einkünfte zu machen; auswärts iſt die Autorſchaft bey den meiſten — (zumal geiſtlichen Aemtern — zu einer Art von nothwendiger Nebeninduſtrie geworden, die nicht wenigen helfen muß, ihr jährliches Einkommen mit ihren Bedürfniſſen in das gehörige Verhältniß zu bringen. Im Ausland iſt die Schriftſtellerey der gewöhnlichſte, ſicherſte Weg zur Beförderung, bey uns war ſie es wenigſtens allgemein nicht. Auswärts iſt Leſebegierde und Liebe zu den Wiſſenſchaften ein herrſchender Ton, bey uns ſind beyde nichts weniger, als das, und ſcheinen leider! noch größtentheils als eine gelehrte Handwerksſache betrachtet zu werden. Auch ſcheint der Schriftſtellername im Ausland ein viel ehrenvolleres Prädikat zu ſeyn, als er es bey uns — einſt wegen Mangel an Schriftſtellern war, und itzt — wegen Ueberfluß an ſelben iſt. All dieſes zuſammengenommen mag hinreichend ſeyn, jene — zwar für den Staat, nicht aber für die Litteratur — tröſtliche Bemerkung aufzuklären, daß

Wien eine weit größere Anzahl vortreflicher Köpfe, als vortreflicher Schriftſteller habe, daß mancher Schriftſteller hier oft weit mehr ſolche Leſer finde, zu denen er in die Schule gehen könnte, als ſolche, die von ihm lernen, und daß man alſo ſehr weit irre gehen würde, wenn man den Grad der allgemeinen Aufklärung in Wien bloß nach den Schriften dieſer Stadt beſtimmen wollte; eine Bemerkung, welche — ſo wahr ſie iſt — meines Wiſſens noch jeder fremde Reiſende, der von Wien ſchrieb, zu machen vergeſſen hat.

Ich will hier eben nicht unterſuchen, ob es für jeden guten Kopf Pflicht ſey, ſeine Talente ſo viel möglich gemeinnützig zu machen, ob bey einer ſo großen Ungleichheit der Geiſtesgaben, bey deren Austheilung die Natur meiſt, eben ſo willkührlich, als bey Vertheilung der Glücksgüter zu Werke zu gehen ſcheint, der Aermere an Geiſt nicht ein Recht auf die Geiſtesfreygebigkeit des andern habe, ob ſich der Reichere, der mit Schätzen kargt, bey deren Vertheilung er nichts verliert, nicht einer noch größeren Filzigkeit ſchuldig mache, als der Geiz-

hals,

hals, der nicht freygebig ſeyn kann, ohne ſelbſt weniger zu haben, und ob der mit ſeinem Wiſſen kargende Geiſt ſich der Gelegenheit nicht ſelbſt beraube, eine Wohlthätigkeit der edelſten, höchſten Art auszuüben; eine Wohlthätigkeit, die, jemehr man ſich verſchwendet, deſto mehr vervielfältiget wird, die ſich über Millionen Menſchen zugleich verbreitet, und von Jahrhundert zu Jahrhundert auf ganzen Nationen und Menſchenalter ſich forterbt. Zugegeben, daß all dieß nur für ſehr wenige Fälle entſcheidend ſeyn könne, um die Schriftſtellerey zur Pflicht zu machen, ſo iſt doch gewiß, daß der Einwurf: es werde ohnehin genug geſchrieben, im Allgemeinen eben ſo wenig für das Gegentheil entſcheide. Die vortreflichſten Werke der größten Geiſter erſchienen zu einer Zeit, da man viel ſchrieb, und der menſchliche Geiſt würde, im Ganzen genommen, wenigſtens um zwey Drittheile ärmer ſeyn, wenn die reichſten Geiſter aller Zeiten, während ſie die minder Bemittelten unter ſich kleine, oder gar falſche Münze mit vollen Händen auswerfen ſahen, mit ihren Gold- und Silberſtücken hätten zurückhalten wollen.

Ich weiß, wie leicht dergleichen allgemein geſagte Wahrheiten mißverſtanden werden können, und was für Unheil ſie anrichten würden, wenn ſelbe Leute auf ſich anwenden wollten, denen ſie nicht geſagt ſind.

„Ich erſuche daher alle und jede — die vielleicht eben itzt, trotz ihrer Geiſtesarmuth, im Begriff ſind, die vorräthige kleine Münze in allen Winkeln ihres Verſtandeskaſtens zuſammenzuſuchen, um uns dieſelbe in papierenen Beuteln an die Köpfe zu werfen — ſich ja in keinen Aufwand zu ſetzen, ſondern zu bedenken, daß alle Gold-, Silber- und Kupfermünzen, welche ihre Eigenthümer vorlängſt in Umlauf gebracht haben, bereits vielmal bezahlt ſind, und daß es unchriſtlich ſey, eine fremde Waare, die ſchon mehr als hundertmal bezahlt worden, ſich wieder von neuem bezahlen zu laſſen. Und da die Geiſter, welche Gold machen können, ohnehin ſo wenig, und der gelehrten Beutelmacher ſo viele ſind, ſo gelanget in unſern goldarmen und beutelreichen Zeiten an die ſämmtlichen Herren, in deren Köpfen kein eigenes Gold geprägt, wohl aber das fremde in Rauch aufgelöſt wird, unſere

ſere flehentliche Bitte, daß dieſelbe doch geruhen möchten, die ohnehin ſchreckliche Menge der goldleeren oder — wie der Landmann ſich ausdrückt — lichten Beutel zu beherzigen, und dieſelben nicht ferner mit neuen zu vermehren, ſintemalen ſonſt dieſe ihrer Beſtimmung nach ſo edlen Ideenbehältniſſe noch immerfort das klägliche Schickſal würden erfahren müſſen, von unbarmherzigen Händen in Tabaksbeutel . und Käſ- und Gewürzfutterale verwandelt zu werden. Wovor ſie der Himmel bewahren, und mit ſeiner Allmacht gnädigſt beſchützen wolle!"

Noch ein Umſtand, der unſere Litteratur in ihrem Fortgange zurückhält, iſt die unter uns eingeriſſene Gewohnheit, fremde auswärtige Journale und Magazine mit inländiſchen eigenen Produkten und Beyträgen zu bereichern, und den ohnehin großen Mangel unſerer Litteratur an derley kleineren Arbeiten noch mehr zu vergröſſern. Es war eine Zeit, wo die wenigen inländiſchen Gelehrten in den periodiſchen Blättern unſers Landes keine anſtändige Geſellſchaft fanden, in der ſie mit Ehren erſcheinen konnten, und ſich alſo eine beſſere in auswärtigen

Blät-

Blätter ſuchen mußten; nicht ſelten nöthigten ſie auch die größere Strenge der Cenſur, Aufſätze, die hier bedenklich waren, auswärtigen Blättern zu überlaſſen, und einige unter ihnen ſuchten — was vormals kaum zu verdenken war — eine Ehre darinn, in den gelehrten Blättern einer Litteratur zu erſcheinen, die der unſrigen, ihres großen Vorſprungs wegen, von jeher den Ton angab. In wie weit dieſe Urſachen die unſere Litteratur um ſo manches ſchätzbare Eigenthum brachten, noch itzt fortwähren, will ich nicht unterſuchen, gewiß iſt es indeſſen, daß wir ſehr viel dabey verlieren, und ſo lang dieſe Gewohnheit währet, nie ein gutes periodiſches Blatt werden aufweiſen können. — Das Verhältniß, in welches wir uns ſelbſt durch unſere Beyträge mit den Auswärtigen ſetzen, iſt auffallend ungleich und gegen alle Regeln eines geſellſchaftlichen Vertrags: wir geben ihnen Beyträge, ſie geben uns keine, wir ſchenken ihnen unſere Arbeiten, um ſelbe wieder von ihnen um unſer Geld kaufen zu können. Was Wunder alſo, daß wir ihnen damit willkommen ſind? Würde dadurch unſere eigene Litteratur nicht zurückgeſetzt, ſo

möch-

möchte dieß alles noch hingehen, aber ſeinem Vaterlande den Rock ausziehen, um ihn andern, die ſo viele Röcke haben, zu ſchenken, iſt der Ahndung jedes Patrioten werth. Nie wird unſere Litteratur vorwärts rücken, nie wird ſie ſich ihren Schweſtern bemerkenswerth und nothwendig machen, wenn nicht Gemeingeiſt unter ihren Schriftſtellern herrſcht, — Und doch, wie leicht könnte ſie das? Iſt nicht Wien der Mittelpunct um den ſich Deutſchlands kleinere und größere Planeten drehen? Iſt es nicht — zumahl itzt — das Augenmerk von ganz Europa? Haben Philoſophie und Wiſſenſchaften daſelbſt nicht einen viel weiteren Wirkungskreis? Iſt Aufklärung nicht in vollem Gange, und ſtehen nicht Männer, wie manches weit hellere Land ſie nicht hat, an ihrer Spitze? Sieht nicht alles auf uns, und haben nicht ſelbſt auswärtige Schriftſteller bekennet: wenn die deutſche Litteratur, wie ſie itzt iſt, noch weiter rücken ſoll, ſo müſſe ſie von Wien aus weiter geführt werden? — Aber wenn unſere beſſeren Schriftſteller nur für das Ausland arbeiten, wenn ſie die kleineren Bäche ihres Mutterlandes in ausländiſche Flüſſe leiten, wenn

 vor-

Dichter ihre auf mütterlichem Boden erzeugten Blumen in auswärtige Beete verpflanzen, wenn ſelbſt der Inländer die Manufacturen und Staatsvorfälle ſeines Landes erſt aus Schlözers Staatsanzeigen, und die Talente ſeiner Landesleute aus fremden Journalen kennen lernen muß: ſo läßt ſich von der inländiſchen Litteratur nie ein wahres Fortkommen hoffen, und wenn ſich auch im Ausland hundert allzeitfertige Verleger fänden, die — wie itzt erſt unlängſt einer — alle unſere Zehnkreuzerbroſchüren nachdruckten.

Ueberhaupt ſtehen alle übrigen Verfaſſungen unſers Landes auf einer ungleich höheren Stuffe der Vollkommenheit, als der Zuſtand unſerer Litteratur, und die in ſo manchem Betracht coloſſaliſche Größe unſeres Staates macht mit der litterariſchen Kleinheit deſſelben einen ſehr auffallenden Contraſt. Der öſterreichiſche Staat, der ſich ſonſt überall in männlicher Stärke darſtellet, wird im Fache der Litteratur noch ſtets für unmündig angeſehen, und muß ſich noch immer gefallen laſſen, von fremden ungebetenen Geiſtesvormündern theuer bezahlte Leitung anzunehmen. Das Leſen iſt einmahl bey uns zum Bedürfniß

geworden, faſt jeder nur halb bemittelte Privatmann hält ſich — wärs auch nur um ein Paar Zimmerwände damit zu tapeziren — eine kleine Bibliothek: wer nur leſen kann, hat wenigſtens ein halbes Dutzend Bücher, und dieſer Handlungsartikel, der nun bey uns ſo wichtig zu werden anfängt, iſt gerade der einzige, der uns den Ausländern am meiſten zinsbar macht. Für die mehreſten Handlungszweige haben wir inländiſche Manufacturen, die das Geld im Lande erhalten, und uns die Waaren der Ausländer entbehrlich machen ſollten, unſere Büchermanufacturen aber, welche den edlen Zweck haben, für die Geiſtesbedürfniſſe des Landes zu ſorgen, ſind leider! noch in ſehr mißlichem Stande, und die beträchtlichen Summen, die wir jährlich den Niederdeutſchen, den Engländern, Franzoſen und Holländern, baar bezahlen müſſen, beweiſen deutlich, wie unentbehrlich uns ihre gelehrten Waaren ſind, und wie wenig noch unſere Manufacturen zureichen, um uns mit ihnen durch Tauſchhandel in ein Gleichgewicht ſetzen zu können. Ueberhaupt ſcheint mir, habe man die Litteratur ſelten oder gar nie von dieſer Seite betrachtet

 und

und doch ließe ſich meines Erachtens arithmetiſch beweiſen, daß der Gegenſtand wichtig genug iſt, um in Betrachtung gezogen zu werden. Wenigſtens lehrt uns die Erfahrung unſeres eigenen Schadens, daß diejenigen Mächte, welche früher, als wir anfingen, die Litteratur und Wiſſenſchaften ihres Landes zu begünſtigen, und zu heben, ſich nicht verrechnet haben, wenn ſie von ihrer Bemühung nebſt dem unſichtbaren Zuwachs von Ruhm und Anſehen, auch einen ſehr ſichtbaren und handgreiflichen Zuwachs von fremdem Gelde erwarteten; und lag auch dieſe Abſicht nicht in dem Plan ihrer zum Beſten der Wiſſenſchaften gemachten Einrichtungen, ſo mußte ſie doch der Erfolg davon überzeugen, daß die Summen, welche ſie dazu verwendet hatten, auf ſehr gute ſowohl unſichtbare als ſichtbare Zinſen ausgelegt waren. Und wenn man das allgemeine Verhältniß der Staaten unter einander als eine immerwährende Ebbe und Fluth betrachtet, in welcher eine Maſſe die andere drängt, und wie eine Macht abläuft, die andere vordringt, wo jede Blöße, jeder Abgang, jedes noch ſo unbeträchtliche minus das allgemeine Gleichgewicht ſtört;

wenn

wenn man annimmt, daß dieſe Maſſen des Staates unaufhörlich gegen einander ſtreiten und wirken, um ſich ins Gleichgewicht zu ſetzen, ſo iſt es gewiß, daß auch die Wiſſenſchaften auf jene Waage gehören, auf welcher ein Staat ſein Gewicht gegen den andern abwägt, und daß ſie ſowohl von Seite der Ehre als des Gewinns einen nicht unbeträchtlichen Theil davon ausmachen.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich dieſe auf wahre Verhältniſſe gegründete allgemeine Beobachtungen fortſetzen, dem Faden aller daraus möglichen Folgerungen nachgehen, und die Anwendung derſelben auf jeden Zweig der Litteratur und alle damit verbundene Gegenſtände und Einrichtungen auseinanderſetzen wollte. Jeder Geiſt, der Licht genug in ſich hat, aus einer allgemeinen Wahrheit, wie die Sonne aus ihrem Mittelpuncte, den ganzen Umkreis der ihn umgebenden Gegenſtände zu beleuchten, kann das von ſelbſt. Genug, daß ſich daraus der wahre Schluß ergibt, daß zum Beſten der Wiſſenſchaften nie zu viel gethan werden kann, und daß ein Staat, der bereits auf einer gewiſſen Stuffe von Größe und Vollkommenheit ſteht, den Gip-

ſel derſelben nur durch den höchſtmöglichen Grad von Aufklärung erreichen könne.

So ſchwer es auch immer ſeyn mag, den allgemeinen Grad der Aufklärung eines großen Staates zu beſtimmen, ſo wird der aufmerkſame Beobachter, der dem Wechſel der menſchlichen Meinungen und herrſchenden Begriffe nachſpürt, und die gegenwärtige Beſchaffenheit derſelben mit der vorhergegangenen zuſammenhält, gleichwohl Data finden, aus denen ſich, wo nicht die Stuffe der Aufklärung, doch ſicher das Mehr oder Weniger derſelben berechnen läßt. Gewiß iſt es, daß die Toleranzedicte und kirchlichen Verordnungen unſeres weiſen Monarchen, die erweiterte Cenſurfreyheit, und ſelbſt die dadurch veranlaßte Menge von kleineren Gelegenheitsſchriften vieles zur allgemeinen Aufklärung beytragen mußten.

Denn die Toleranzedicte hatten gleich dieſe Wirkung, daß ſie einen großen Theil unſers Volkes, wenn gleich nicht über alle, doch wenigſtens über viele Gegenſtände die althergebrachten Vorurtheile erkennen machten.

Die durch die Toleranzedicte veranlaßten Hirtenbriefe einiger — obſchon weniger — wahrhaft

haſt eifriger Biſchöfe waren ein näherer Schritt zur Verbannung dieſer nämlichen Vorurtheile, die Jahrhunderte lang den Geiſt der Gläubigen eben ſo ſehr, als die Religion ſelbſt, abgewürdiget hatten. Freylich hatten dieſe Briefe den Kloſterglauben — das iſt, denjenigen Glauben, welchen der Mönchsgeiſt zur Beſchäftigung ſeiner übervollen Muße, und zur Handhabung ſeiner Privatvortheile auszuhecken, und mit allen Auswüchſen einer gewaltſam verdrehten Phantaſie zu durchweben für gut befunden hat — wider ſich, und mußten ihn wider ſich haben; allein was auch dieſer Kloſterglaube dagegen vorbringen mag, ſo iſt doch gewiß, daß jeder nur halbgeſunde Menſchenverſtand, wenn ſich ihm am Scheideweg auf einer Seite die Religion, in dem vielfärbigen mit Flitterwerk beladenen Gewande, womit ſie der Mönch behänget, und dieſe Religion auf der andern Seite, wie der vortrefliche Salzburger Hirtenbrief ſie ſchildert, in ihrem einfachen, weißen, makelloſen Kleide zur Wahl darſtellte, nicht einen Augenblick Anſtand nehmen würde, von dem erſten Bilde ſich wegzuwenden, und das letzte mit Inbrunſt zu um-

fangen. Ueberhaupt wäre nichts geſchickter, um den Abſtand gewiſſer mönchiſcher und leider! auch — nicht mönchiſcher — Lehren, jedem noch ſo trüben Blicke anſchaulich zu machen, als wenn man die vortreflichen Grundſätze dieſes Hirtenbriefes jenen entgegenſetzte, und es wäre zu wünſchen, daß irgend ein aufgeklärter Theolog die Mühe auf ſich nähme, den auffallenden Abſtand beyder Lehren in einer ausführlichen Parallele zu zeigen.

Die kaiſerlichen Verordnungen, welche die Biſchöfe des Landes in ihre urſprünglichen Rechte wieder einſetzten, verſchafften denſelben alle nur mögliche Gelegenheit, ſich um die allgemeine Aufklärung verdient zu machen. Sie haben nun Mittel, deren weiſer Gebrauch ſie an dem Geiſte der Gläubigen ihres Kirchenſprengels nothwendig zu Wohlthätern machen muß. Und wenn gleich viele Bedenken tragen, Gebrauch von Rechten zu machen, die ihren Vorfahren, einſt ſo heilig, und mit ihrem Amte ſo weſentlich verflochten ſchienen, ſo läßt ſich doch von dem Beyſpiel der Wenigen, die bereits anfingen, ſich ihrer hergeſtellten Macht zum Wohl ihrer geiſtlichen Un-

terthanen zu bedienen, noch immer eine Wirkſamkeit auf die Uebrigen hoffen, welche lieber Sachwalter einer fremden Gewalt, als Verwalter ihrer eigenen ſind: und wird auch dieſe Erwartung vereitelt, ſo bleibt doch der tröſtliche Gedanke zur Ausſicht, daß jene Urkunden wiedererlangter Rechte, welche die gegenwärtigen Beſitzer in ihren Archiven mit der Ueberſchrift: ἀνέχε και ἀπέχε verſiegelt und unberührt liegen ließen, ein zurückgelegter Schatz für ihre Nachfolger ſind, welche nicht Anſtand nehmen werden, mit dieſen für das Wohl der Menſchheit ſo wichtigen Geſchenken zum Beſten der Religion, des Staates und der allgemeinen Aufklärung zu wuchern.

Die Aufhebung einiger Ordensgemeinden, die Verminderung und Einſchränkung der übrigen Mönche, die Verpflichtung derſelben, ihre wiſſenſchaftliche Ausbildung einer öffentlichen Aufſicht zu unterwerfen, ſind eben ſo viele günſtige Vorboten der Aufklärung, deren wohlthätigen Einfluß die kommenden Generationen mit Dankbarkeit ſegnen werden. Der Mönchsgeiſt war von jeher ein Mehlthau für die Blüthe der Wiſſen-

ſchaften, und der ungünſtige Einfluß deſſelben benahm faſt allen Zweigen der Gelehrſamkeit Saft, Fruchtbarkeit und Gedeihen. Unmöglich konnten auf einem ſo engumzäunten Boden die Sprößlinge der Wiſſenſchaften zu Bäumen heranwachſen, und ihre Aeſte in die Lüfte verbreiten, und wem iſt nicht aus der Geſchichte bekannt, zu was für verwachſenen, dornichten, und an der Erde hinkriechenden Geſträuchen Philoſophie, Theologie und Kirchenrecht auf möncḧiſchem Grund und Boden geworden ſind? Es iſt nicht nöthig, die Urſache dieſes allgemeinen Mißwachſes in der beſtimmten, kaum zu vermuthenden Abſicht zu ſuchen, vermöge welcher die Mönche darum alle Keime der Aufklärung ſollen erſtickt haben, um die allgemeine Lichtmaſſe der Staaten in einer zu ihrem Vortheil verhältnißmäßigen Dämmerung zu erhalten — eine Beſchuldigung, die ihnen öfter gemacht, als erwieſen worden iſt. — Genug, daß ſich die Unmöglichkeit des Gedeihens der Wiſſenſchaften aus der Natur der Kloſterverfaſſungen ergiebt. Wie kann ein Mönch, dem gleich bey ſeinem Eintritt in den Orden das Selbſtdenken zur Sünde,

und

und die Verläugnung ſeines beſſeren Willens zur Pflicht gemacht wird, der in dem gröſten Geiſteszwang erzogen, und von ſtrengen Asceten — ſeinen einzigen erſten Wegweiſern — gelehrt wird, durch beſtändiges Abſtumpfen ſeines Verſtandes, und gänzliche Verachtung alles irdiſchen Wiſſens ſeine höchſte Vollkommenheit zu erreichen, der in einer Lage lebt, die ſich mit ſeinem Denk- und Empfindungsvermögen ſo wenig verträgt, der, wenn ſein Geiſt was immer für eine Wahrheit verfolgt, alle Augenblicke Gefahr läuft, mit dem nächſten Schluß, den er daraus zieht, gegen ein Gelübde, eine Regel, oder eine Ordensmeinung anzuſtoßen, der endlich, wenn er es auch wagt, ſich aufzuklären, von ſeinen Mitbrüdern gehaſſet, verfolgt, und als ein Geiſtes-Apoſtat angeſehen wird. wie kann ſo ein Mann Muth und Thätigkeit genug behalten, das ganze weite Gebiet des menſchlichen Wiſſens zu umfaſſen, und ſeinen Geiſt unaufgehalten über alle Zweige deſſelben zu verbreiten? All dieß zuſammengenommen, iſt meines Erachtens hinreichend, ſich die Unbrauchbarkeit der Mönche zu vielen Zweigen der Gelehrſamkeit zu erklären,

und

und den Grund anzugeben, warum die Sproſſen der meiſten Wiſſenſchaften in ihren Händen entweder welken, oder verkrümmt und verbogen werden mußten, ohne daß man nöthig hat, zu einer Beſchuldigung von vorſ.tzlicher Abſicht ſeine Zuflucht zu nehmen, die vielleicht ihrem Herzen zu viel Schande, und ihrem Kopfe zu viel Ehre machen würde. Genug, daß weder die eine, noch die andere Urſache in Zukunft mehr Statt haben wird, und daß die überedas Mönchsweſen ergangenen Verordnungen bereits ihre wohlthätigen Wirkungen äußern, und manchen fähigen Kopf, dem ſonſt vor allem irdiſchen Wiſſen graute, veranlaſſen, ſich nun auch mit der in Klöſtern ſonſt ſo ſehr verabſcheuten sapientia terrena und prudentia carnis abzugeben, um ſich auch durch ſolche Kenntniſſe in Rückſicht ſeiner künftigen ungewiſſen Beſtimmung ſicher zu ſtellen.

Die erweiterte Cenſurfreyheit, und das dadurch dem Widerſpruche, und den Meynungen der Schriftſteller eröffnete Feld verſprach der allgemeinen Aufklärung eine nicht minder geſegnete Erndte, und vielleicht iſt dieſe zum Beſten des menſch-

menſchlichen Verſtandes gemachte Verordnung die erſte, die, ſo neu ſie noch iſt, ſchon wirkliche Früchte aufzuweiſen hat. Denn außer den ſichtbaren, ſchon oben bemerkten heilſamen Folgen, welche die Kämpfe ſo vieler eifrigen Gegner zum Beſten der Wahrheit mit ſich brachten, gibt es noch manche tröſtliche Beobachtung, die ſich über den Fortgang der allgemeinen Aufklärung machen läßt. Allerdings geht es mit der Zurechtweiſung des menſchlichen Geiſtes ſehr langſam; und eine durchaus aufgeklärtere Denkungsart läßt ſich höchſtens erſt von der zweyten Generation, wenn unſere itzigen Kinder Väter ſeyn werden, erwarten. Auch iſt es in Beſtimmung dieſer Sache viel leichter, die zum Fortgang der Aufklärung gegebenen Urſachen und Anläſſe herzurechnen, als die Wirkung derſelben zu beſtimmen. Die entſcheidendſten Data, um wie viel heller das Volk über gewiſſe Gegenſtände denke, ließen ſich unſtreitig aus den Verkaufliſten der Roſenkranzkrämer, Bilderilluminierer und Skapulierhändler, aus den Rechnungen der Wirthe an größeren Wallfahrtsorten, aus den neuen Bruderſchaftsliſten, und dem täglichen Abſatz der wächſernen Opfer und der ſoge-

nann-

nannten Kerzelweiber herholen. Indeſſen gibt es für den aufmerkſamen Beobachter noch andere Data, aus welchen er den höheren Grad der Aufklärung ſo ziemlich richtig berechnen kann. Es gibt unter dem Volke bey beſonderen Anläſſen und Erſcheinungen gewiſſe Aeußerungen von dem — was ich aura popularis nennen würde, wenn es die römiſchen Sprachgeſetzgeber nicht in einem andern Verſtande gebraucht hätten — in denen immer der Grad des allgemeinen Vorurtheiles für gewiſſe Gegenſtände ſichtbar wird. Man erinnere ſich des Aufſehens und der faſt allgemeinen Empörung, welche die Schrift: über die Begräbniſſe in bürgerlichen und adelichen Geſellſchaften, in Schenken und Kaffeehäuſern erregte, und halte den anbefremdeten Blick und die Gleichgültigkeit dagegen, mit welcher das Volk itzt ungleich ſtärkere Doſes von Wahrheit als bewährte Hausmittel in ſich ſchlürft, und man wird finden, daß das Volk durch die kleineren Schriften dieſer Art zu einer Bekanntſchaft mit gewiſſen Gegenſtänden gelanget iſt, die durch eine Reihe von Jahren kaum zu erwarten war. Das Leſen ſo vieler Schriften, das vielfältige Raiſonniren darüber, mußten,

daſſelbe nach und nach mit Ideen vertraut machen, die es ſonſt gar nicht oder im Vorbeygehen zu denken gewohnt war. Und hätten die Schriftſteller nicht ſelbſt ſo oft ihr Ziel aus dem Geſichte verloren, hätten ſie ihre Begriffe nicht ſelbſt verwirrt, und einer des andern Arbeit vernichtet, ſo würde die Aufklärung ihr Gebiet noch weiter ausgedehnt, und ihre Macht ſelbſt bis auf Handlungen erſtreckt haben. Das Volk würde eingeſehen haben, daß man ihm wohl will, daß man ihm nur die Schlacken, nicht das Gold nehmen, und ſeine Begriffe läutern, nicht umſtürzen wolle, daß man ihm nichts nehme, ohne dafür etwas beſſeres zu geben, und daß der Zweck einer wahren Aufklärung nur darin beſtehe, das eigne Wohl des Bürgers mit ſeinen Pflichten gegen Gott und den Staat in das engſte und genaueſte Verhältniß zu bringen.

Möchten doch alle, die ſich berufen glauben, an der allgemeinen Aufklärung zu arbeiten, dieß beherzigen, möchten doch die hartnäckigen Zeloten und die zu hitzigen Neuerer den Mittelweg nicht verkennen, auf welchem die Wahrheit einhergeht, möchten ſie doch ihre Geiſteskräfte nicht an unnützem Privat-

gezänke verſplittern, möchten doch die Schriftſteller unſeres Landes ihre Mitbürger die Vortheile kennen und benützen lehren, welche ihnen die weiſen Verordnungen ihres Monarchen bereiten, möchten doch alle, denen die Natur ein höheres Erkenntnißvermögen gab, mit vereinigten Kräften an dem Werke einer wahren Aufklärung arbeiten, und bedenken, was für ein großer, ſeelenerhebender Gedanke das ſey, der Wohlthäter eines Volkes und ganzer Generationen von Menſchenaltern zu werden!

Aloys Blumauer's

ſämmtliche Werke.

Neunter Band.

Dritte Auflage.

Wien, 1809.

Erwine von Steinheim.

Ein

Trauerſpiel

in fünf Aufzügen.

Von

Aloys Blumauer.

Dritte Auflage.

Wien, 1809.

Digitized by Google

Digitized by Google

Erwine von Steinheim.

Digitized by Google

Perſonen:

Konrad Freyherr von Steinheim.

Friedrich von Steinheim, deſſen Sohn.

Erwine von Steinheim, deſſen Tochter.

Graf von Henneberg.

Graf von Urach, Erwinens Gemahl.

Carl,)
Siegmund,) Erwinens Kinder von Urach.

Kaiſer Heinrich V.

Kirmar, Hausarzt an Hennebergs Hofe.

Treuhold, ein Minneſänger.

Beatrix.

Berthold, Hennebergs Knappe.

Notarien.

Richter, Ritter und Knappen.

Ein Herold.

Wache.

Volk.

Der Schauplatz iſt Hennebergs Schloß, nahe bey Worms, und Worms.

Digitized by Google

Erſter Aufzug.

Erwinens Gemach.

Erſter Auftritt.

Erwine (im Nachtkleide).

Fürchterlich, fürchterlich war ſie, dieſe Nacht, ſchrecklich, wie dem Miſſethäter die letzte ſeines Lebens iſt, wo alle ſeine Laſter in Schreckbildern ihm vor die Seele treten, Ungeheuer in Rieſengeſtalt! — Aber was wollt' es mir denn das entſetzliche Geſichte? Ich habe ja nichts gethan! — Nichts? Bin ich nicht treulos an Urach, hab' ich ihm die Hand, die ich am Altare in die ſeinige legte, die ſein Eigenthum ſeyn ſollte im Leben und Tod, nicht wieder abgefordert, und bin ich ſie nicht willens einem andern zu geben? — Recht, recht hatte das ſchreckliche Geſichte: ich bins, die den Ring brach, ich bin die Schlange, die das Herz ihm zerfleiſchte: Ich bin ſeine zweyte Mörderinn, ſeine Seelenmörderinn? (kniet hin

vor Urachs Portrait, das auf dem Tiſche liegt) Verzeih, Urach, verzeih! Ich wollte ja nur dich geliebt haben, wollte nur weinen um dich, aber ſie ließen mich nicht, ſchleppten mich aus dem Kloſter hieher, da ſoll ich niederſchreiben, daß ich Hennebergen angehöre, werden wolle das Weib eines Mannes, den ich nicht lieben kann, Weib ohne Liebe, abſcheulich, abſcheulich! O wenn dein ſeeliger Schatten mich itzt unſichtbar umſchwebt, ſo ſeh er das Ringen meiner Seele zwiſchen Treue und Vaterliebe, er gebe mir von ſeiner übervollen Kraft, daß ich nicht erliege, — oder tödte mich!

Zweyter Auftritt.

Friedrich Steinheim, Erwine.

Fr. Steinheim. Immer vor Urachs Portrait, und in Thränen! Das Deine Beſchäftigung, Schweſter, am Tage Deiner Verlobung mit Henneberg? Du ſchienſt doch geſtern ſo ruhig, ſo entſchloſſen?

Erwine. (ſteht auf.) Verzweiflung, Bruder, macht auch entſchloſſen! O wenn du wüßteſt, was für Schreckniſſe dieſe Nacht über mich kamen,

wenn

wenn Du geſehen hätteſt, was ich ſah, Deine männliche Seele hätte gebebt, wie die meinige.

Fr. Steinheim. Gewiß wieder ein Traum von Urach, der tägliche Gefährte deines Schlafes!

Ermine. O was nennt ihr alles nicht Traum! Er ſelbſt, er ſelbſt war es, den ich ſah, nicht das Spiel meiner Phantaſie. Höre nur, höre! — Es war nach Mitternacht, der Mond ſchien hell in mein Zimmer, ich war eben aufgewacht, und ſah den blanken Wiederſchein einer ganzen Rüſtung in einer Ecke mir gegenüber. Ich glaubte, es wäre Helm und Harniſch, der an der Wand hing, als es anfing ſich zu bewegen, und näher kam. Vor meinem Bette blieb es ſtehen, und ſah mich ſtaar an; ich erkannte Urach, aber ſein Geſicht war düſter und verzogen in wildem Schmerz. O und ſein Blick! es war nicht mehr der liebevolle, ſeelenerhebende Blick, auf dem ich oft himmelan flog, es war Urachs Blick gegen Feinde, nur gemildert durch Wehmuth; aber es war doch Urachs Blick, und das gab mir Muth. Ich wollt' es anreden, als es die Hand unter dem Schild hervorzog, und mir vorhielt; ich ſah darauf die Stückchen eines zerbrochenen

Ringes. Der Geiſt trat einen Schritt näher, und warf mir ſie auf das Bette. Wie im Wirbelwinde drehten ſie ſich da herum, und wurden zu einer gräßlichen Schlange. Ich bebte vor Entſetzen. Die Schlange fuhr hin an ſeine Bruſt' ſchlang ſich an ihm, biß durch den Harniſch, fraß hinein bis an ſein Herz, daß es hell, hell blutete. Grauſen und Entſetzen faßte mich, ich wollte dem Geſichte zu Füßen fallen, als es noch einen wehmüthigen ſchneidenden Blick auf mich warf, ſeufzte und verſchwand.

Fr. Steinheim. Schweſter, das war mehr als geträumt, es war wachend geträumt. Ich will nicht Richter ſeyn zwiſchen Träumen und Erſcheinungen, aber das weiß ich, daß die meiſten Erſcheinungen Träume ſind. Wie leicht war es, daß die Grille deines Herzens, nur einen Mann zu lieben, und die Vorwürfe, die Du dir über deine zweyte Verlobung mit Henneberg machteſt, ſich in deiner Phantaſie zu einem Bilde ſammelten, deſſen lebhafte Vorſtellung dir mehr als ein Traum ſchien? Liebe Schweſter, heute waren größere Dinge deiner, als Träume. Henneberg, den die Freude nicht ſchlafen ließ, konnte

die Stunde nicht erwarten, die das erſtemahl ſeine Hand in die Deinige legen ſoll. Noch vor der Sonne ſah ich ihn im Garten, er rief die ganze Natur zum Zeugen ſeiner Freuden auf, und ſah darunter mit einem Auge ſo voll regen innigen Dankes zum Himmel, dem nur dein Auge gleicht, wenn es dankt.

Erwine. Ich kann nicht, Bruder, ich kann nicht, was ich heut ſoll. Es war euer Wille' nicht der meinige, der mich aus dem Kloſter hieher brachte. Ihr überredetet, ihr übertäubtet mich, Du, die Vorſteherinn von Andlau, und mein Vater. Ihr wußtet, daß mein Kopf es mit dem eurigen nicht aufnehmen kann, und ſtürmtet auf mich los, bis mein Herz ſich zuſammen zog. Ich dachte, und fühlte nichts, als ich euch folgte; aber Dank ſey dem nächtlichen Geſichte, es hat Urach wieder in ſeine Rechte eingeſetzt. Ich habe nur ein Herz, Bruder, und das ſoll ſein bleiben, bis es bricht.

Fr. Steinheim. Und Dein, und Deines Vaters Wort ſoll zur Lüge werden? Glaube mir, Schweſter, es iſt nicht Liebe, es iſt kindiſche Furcht, die Dich ſo wetterwendiſch macht. Sag-

teſt Du nicht ſelbſt oft in Stunden beſſerer Ueberzeugung, daß Henneberg ein Mann iſt, deſſen Werth kein weibliches Herz faſſen kann, daß er der einzige wäre, der Klugheit und gefällige Wegſamkeit mit deutſcher Rechtſchaffenheit und Adel des Herzens ganz zu vereinigen wiſſe? Und hat er das Erſtere nicht ſelbſt vor Urach voraus? In weſſen Armen kannſt Du dich ſicherer deines Glückes freuen, als in den ſeinigen? Hatte Dein Herz bey Urach auch nur eine Minute Ruhe? Litt' es nicht alle Augenblicke bey ſeiner unbändigen Hitze? Zu was für Thätlichkeiten verleitete ihn ſein Haß gegen den Kaiſer auf dem Reichstage trieb er ihn nicht bis zu perſönlichen Anzüglichkeiten? Zog er ſich nicht ſelbſt durch die ungeſtümme Hitze, mit der er eines Schimpfs wegen einen Prinzen in des Kaiſers Gegenwart niederſtach, ſeine ſechsjährige Verweiſung nach Paläſtina zu? Erlag dein Herz nicht beynahe unter all dieſen Schlägen? Und nun da Dir mein Vater den Verluſt dieſes Mannes mit ſo viel Wucher erſetzen will, wollteſt Du deine Hand wieder von einem Manne zurückziehen, den alles ſchätzt und bewundert,

dert, an dem ſelbſt die giftigſte Verläumdung nichts auszuſetzen vermag?

Erwine. O daß ich einen Flecken an ihm gefunden hätte, nur einen, zu einer Mauer wollt' ich ihn gemacht haben, zwiſchen mir und ihm; aber er hat keinen, keinen, als ſeine Liebe zu einem Weibe, das ihn nicht lieben kann. Vergebens, Bruder, vergebens zählt ihr mir ſeine Vorzüge vor; ich kann meiner Liebe nicht gebieten, ich kann Urach nicht aus meinem Herzen bringen, kann ihn aus meinem Gedächtniß nicht ausſtreichen. O lieber Bruder, habe Mitleid mit einem Weibe, das ſich ſelbſt verabſcheut. Seit der unglücklichen Stunde, da du ohne Urach aus Paläſtina wieder kamſt, bin ich nichts mehr, kann ich nichts mehr. Urachs Leben allein ſchien mir Kraft ſelbſt gegen die Leiden der Liebe zu geben. Alle die Unruhen, alle die Schläge, die er meinem lieben Herzen verſetzte, erleichterte mir der Gedanke, daß ſie von ihm kamen. Ich hielt mich an ſeiner Stärke, und war ſtark: was ich ihn vermögen ſah, vermocht auch ich. Nun er dahin iſt, bin ich ein ſchwaches unvermögendes

Weib, ſogar unvermögend, daß ich nicht einmal mit ihm ſterben konnte.

Fr. Steinheim, Unbegreiflich, wie grauſam gegen dich die Liebe iſt! Nun ſind es vier Jahre, daß Urach todt iſt, ſollte die Zeit, die alles heilende Zeit nichts über deinen Schmerz vermocht haben? Du haſt ſo vieles, was dich an Henneberg bindet. Was hat der Edle nicht alles für Urach gethan? Er, der Günſtling des Kaiſers, wagte es, für deſſen erklärten Feind zu arbeiten, er war es, der die vom Kaiſer aufgeſtellten Richter mit Verſprechen und eigenem Gelde beſtach, das Todesurtheil, das ihr alter Haß gegen Urach ihnen diktirte, in eine ſechsjährige Verweiſung zu vermindern. Denke zu dem allen noch hinzu, Schweſter, was er als Gemahl dir ſeyn wird; Er wird nur dir leben, Vater ſeyn an deinen Kindern von Urach, die Natur wird ihn durch noch engere Bande an ihr Mutterherz knüpfen — Denke dir, Schweſter, alle dieſe Bande in eines zuſammengeſchlungen, und von der Hand der Zeit täglich enger zuſammengezogen, und ſage, ob ſie nicht ſtärker ſeyn werden als das einzige, womit dich deine Einbildung an Urach gebunden hält?

Erwine. Mir ahndet eine ganz andere Zukunft, Bruder. Henneberg wird ſeinen Himmel in meinem Herzen ſuchen, und ſeine Hölle finden, alle ſeine Liebe wird an mir verloren ſeyn, ich werde ſeine Tage vergiften, werde nagen wie ein Geyer an ſeinem Herzen, und ihr werdet mich daran angekettet haben, angekettet an meine eigene Schande, von der ich mich dann nicht losmachen kann, nicht losmachen darf. — Ich werde mein Herz ſchelten, daß es treulos an Urach; und undankbar an Henneberg iſt, traurig und qualvoll wird mein Leben ſeyn, wie das Leben einer eingekerkerten Verbrecherinn, die ihre vergangenen Tage mit Gewiſſensbiſſen zählt, und vor dem Schickſal der künftigen ſchaudert. — Selbſt meine Leiden um Urach werden ein Verbrechen ſeyn. Ich werde lächeln müſſen, wenn mein Herz blutet, Urachs Geiſt wird mich überall verfolgen, das wieder fodern, was ich ihm genommen habe, er wird den Ring mir vorhalten, in dem ich ihm eine Ewigkeit gegeben hatte, und den ich brach, und ich werde unter Vorwürfen und Schreckniſſen ſterben.

Fr. Steinheim. Liebe Schweſter, ſieh doch nicht überall Schreckbilder, wo keine ſind. Wie kann deine zweyte Heirath eine Beleidigung für Urach ſeyn, der todt iſt? Darf die Forderung eines Geiſtes über die Grenze hinaus gehen, welche die Natur zwiſchen ihm, und dem Menſchen feſtgeſetzt hat? Wozu Bande zwiſchen Weſen, unter welchen keine Gemeinſchaft möglich iſt? Glaube mir, Schweſter, deine Begriffe von Liebe ſind eine Grille deiner kranken Phantaſie. Eine Leidenſchaft, die die Natur zwecklos gemacht hat, iſt unnatürlich, ſie riebe den Menſchen auf. Die Natur hat höhere, und vielfachere Abſichten mit der Liebe des Weibes, als müſſige Klagen um einen Todten. Und die Foderung des Mannes, daß das Herz ſeines Weibes mit ihm ſterbe, wäre ein Eingriff in die Rechte der Menſchheit. Hätte die Natur das gewollt, ſo würde ſie auch das Leben zweyer Gatten eben ſo unzertrennlich gemacht haben, als ihre Herzen. Glaube mir, Schweſter, die Natur widerſpricht ſich nirgends, wie könnte ſie ſich in dir, ihrer beſten Tochter, ſo ſehr widerſprechen?

Er-

Erwine. Soll ein Weib dir das erklären, Bruder? kann ich mein Herz aus mir herausnehmen, ſeine Falten aus einander legen, und dir an den Fingern vorzählen, was darin liegt? O lieber Bruder, klage die Natur in mir nicht an, ich fühle, daß ſie es iſt, die mir aus dem Innerſten zuruft: du warſt Urachs Weib, und ſollſt nie eines andern werden. Stille, Bruder, ſtille dieſes laute Geſchrey in meinem Herzen, verwiſche Urachs Bild in meiner Seele, das mich aller Orten verfolgt, nimm das ſchreckliche Geſichte von mir, in dem Urachs tödtender Blick mir meine Untreue vorrückte, gieb meiner Seele Frieden, und ich will dir danken, Bruder, danken, wie ich Gott um Urachs Leben danken würde.

Fr. Steinheim. Großer Gott! ſo viele Quellen des Elendes in deinem beſten Geſchöpfe, und in dem Herzen des kalten Böſewichts ſo wenig!

Dritter Auftritt.

Der alte Steinheim und die Vorigen.

Der a. Steinheim. Du noch im Nachtkleide Erwine, und Henneberg hat ſchon den Nota-

tarien entgegen geſchickt? — Aber was ſollen die rothgeweinten Augen? Beginnſt du den Tag deiner Verlobung mit Thränen?

Erwine. Die ich nicht geweint hätte, Vater, wenn ich noch dort wäre, wo —

Der a. Steinheim. Doch nicht im Kloſter?

Erwine. Ja, Vater! Da wäre mein Herz nicht treulos geworden an Urach, da hätt' ich nicht zur Lügnerinn werden dürfen an einem anderen; da würd' ich auch geweint haben, Vater, aber Thränen ſüßen, unſchuldigen Schmerzes, von keinem Gewiſſensbiſſe begleitet, da hätt' ich Urach nicht geſehen in ſeinem Grimm, er hätte mir ſeine Wunden gewieſen, die der Heide ihm ſchlug, der ihn tödtete, nicht die Wunden, die ich ſeinem Herzen verſetzte, ſein leidender Blick hätte den meinigen aufgefodert zum Mitleid, nicht Vorwurf und Schrecken in meine Seele geblitzt. O mein Vater! dies zerriſſene Herz kann nicht mehr lieben, und dieſe Hand hält Urach noch im Grabe feſt, kann ich ihm ſein Eigenthum rauben?

Der a. Steinheim. Und zurück wollteſt du, zurück, noch in der letzten Stunde, die

mein,

mein, und dein Wort geltend machen ſoll? Erwine! Du Steinheims Tochter, du mein Blut? ich erkenne dich nicht mehr! Geſtern noch entſchloſſen, wie ein Mann, und heut zitternd, und zagend wie ein Kind! Was ſoll das alles?

Fr. Steinheim. Ein Traum, Vater, hat ihre Seele ſo klein gemacht, der hetzte ihr Herz wider ihre zweyte Verbindung mit Henneberg auf, weil er ſo lebhaft war, daß ſie ihn für Erſcheinung nahm. Aber derley Aufwallungen ſind nur Uebergänge.

Der a. Steinheim. Faſſe dich, Erwine, laß den Böſewicht vor Träumen erſchrecken, der ſeine Laſter träumt. — Urach war edel und tapfer, er verdiente durch dich mein Sohn zu werden, du liebteſt ihn, und warſt glücklich, und ich ward des Gedanken froh, daß dein Glück mein Werk war. Er blieb in Paläſtina, und du beweinteſt ſeinen Verluſt zwey lange Jahre, das iſt mehr als die Liebe fordern kann. Nun geb' ich dir Henneberg, und gebe dir mehr an ihm, als ich dir an Urach gegeben hatte. Er iſt ein Mann, wie Deutſchland keinen hat, tapfer und klug, zwo Tugenden, Erwine, die bey jungen

gen Rittern ſelten beyſammen ſind; er vermag alles beym Kaiſer und im Reich, und er hat gezeigt, was er vermag, da er ſich zwiſchen Urach und ſeine mächtigen Feinde ſtellte, und ihren Haß in ihrem Eigennutz zu erſticken wußte. Du weißt, die Ungnade des Kaiſers liegt ſchwer auf meinem Hauſe, weil ich den Vater gegen den Sohn vertheidigen half. Mir ſollte ſie nicht zu ſchwer werden, dieſe Ungnade, aber ich will ſie meinen Kindern nicht hinterlaſſen zum Erbtheil, und es iſt Hennebergs Werk, daß der Tag deiner Vermählung auch der Tag der Ausſöhnung zwiſchen mir und dem Kaiſer ſeyn wird. Denke das alles, Erwine, und laß die Hoffnungen deines Vaters ob deinem Eigenſinne nicht zu Schanden werden.

Erwine. Ich hab' es gedacht, Vater, zwey Jahre durch, habe meine Seele nicht verſchloſſen vor dem, was Ihr, die Vorſteherinn und mein Bruder mir vorſtelltet, habe gerungen mit mir ſelbſt, habe ſie gefühlt die Kräfte, womit ihr alle oft an meinem Herzen zerrtet, daß ſeine Fugen hätten aus einander gehen mögen. Ihr hattet meinen Kopf wider mein Herz aufgebracht, Nächte

lang kämpft' ich mit mir in meinem Bette und weinte, daß ich kein trocknes Plätzchen mehr finden konnte, aber mein Herz hing feſt, es konnte nicht abgeriſſen werden von Urach. — (mit Wärme) O mein Vater, wenn Ihr eure Tochter liebt, wenn Ihr euer Kind glücklich wiſſen wollet, ſo laßt mich weinen um den einzigen, den ich liebte. Als unſere Mutter ſchon über zwey Jahre todt war, und man Euch eine zweyte vortheilhafte Verbindung antrug, waren ich und Urach Zeugen des, was Ihr darauf ſagtet. Ich bin alt, ſagtet Ihr, ich liebte meine Gattinn, und würde auch die zweyte lieben wollen; aber ich glaube, daß weder die erſte mit der zweyten, noch die zweyte mit der erſten gern Liebe theilen möchte. Das traf unſere Herzen, ſie ſchlugen hoch, und in einem Blick und Händedruck war er geſchloſſen den Bund ewiger gleich unzertheilter Liebe. O mein Vater, laßt mich Euch ähnlich werden, laßt mich den Bund halten, den euer Beyſpiel in unſern Herzen geknüpft hat. Laßt mich das bleiben an Urach, was meine Mutter an Euch geblieben wäre. Es iſt euer Blut, das laut aus meinem Herzen dieß von Euch fordert. Rettet

 mich

mich, rettet mich von dem entſetzlichſten aller Laſter, die ein Weib begehen kann, vor Meineid des Herzens. (zu ſeinen Füßen) Hier fleh ich auf zu dir, Vater, gib, gib mir die Freyheit um Urach zu weinen — oder tödte mich, ich will ſie küſſen die Hand, die mich vereinigt mit meinem Urach.

Der a. Steinheim. (gerührt verbirgt ſeine Thränen) Kannſt du das Herz deines Vaters zerreiſſen, Erwine? oder willſt du mich weinen lehren, wie ein Weib? ſoll ich in meinen alten Tagen anfangen ein Lügner zu werden, und das Wort zu brechen, das ich gab? Ich ſollte Henneberger mit meinem Verſprechen genarrt haben? Nimmermehr! Erwine, ich verſprach mir ganz andere Dinge von Dir. Das iſt nicht das Herz meines Kindes, das warm ſeyn kann gegen einen Todten, und kalt gegen einen lebendigen Vater; (hält ihr die bethränte Hand vor) ſieh dieſe Thränen, es ſind die erſten, die ich weine in meinem ſiebzigſten Jahre. — Kein Eigenſinn des Schickſals zwang mir je eine ab, und ich wollte mir lieber die Augen ausgeriſſen haben, als erfahren, daß mein Kind mir die erſten auspreßt.

Erwine. Verzeihung, Vater, Verzeihung!

(ſteht

(ſteht auf) Ich will alles, alles! Hier iſt meine Hand für Henneberg. (in Ton kalter verzweifelter Entſchloſſenheit) Ich gehe mich ankleiden zu laſſen.

Vierter Auftritt.

Henneberg, der a. Steinheim, Friedrich Steinheim.

Henneberg. Nun, beſter Vater, iſt alles in Ordnung, alles im Gang, und ich kann nun mit ganzer Seele hangen an der Seligkeit des heutigen Tages. O mein Vater, ich habe der Edlen ſo viele, die mein Glück wollen, fühle ſo ganz die Größe ihrer Wohlthat, daß ich nicht weiß, wo ich zu danken anfangen ſoll.

Der a. Steinheim. Sohn! So will ich dich nennen, und vergeſſen, daß du noch andere Namen und Titel haſt. Dieſer Name bringt dich meinem Herzen am nächſten, und jeder andere würde dich davon entfernen. Mit alle dem Vaterſtolz, womit ich einſt Urach ihn gab, aber mit viel mehr Ruhe und Zuverſicht geb' ich ihn dir. Zwey lange Jahre, in welchen du ſo manchen vergeblichen Verſuch auf das Herz meiner Tochter wagteſt, haben deine Liebe bewährt, und ich hät-

te eine ſolche Probe nicht vonnöthen gehabt, um das Glück meines Kindes ſicher in deine Hände zu legen.

Henneberg. O mein Vater! wenn ihr erſt wüßtet —— Ja, ihr ſollt es wiſſen! Ich will euch mein Innerſtes aufſchließen, geſtehen, was ich mir ſelbſt lange nicht geſtehen wollte. Es iſt die geheime Geſchichte meines Herzens, die ich ſo glücklich war vor den Augen der Welt und jener Unheiligen zu verbergen, bey denen jede Liebe mit dem Laſter verſchwiſtert iſt. Höret alſo, beſter Vater, und verdammet eine Schwachheit nicht, die die Natur ſelbſt zum Antheil ihrer Weſen gemacht hat.

Der a. Steinheim. Fürchte nichts, lieber Sohn! Es waren Zeiten, wo auch ich einen billigen Richter in dieſem Puncte mir wünſchte.

Henneberg. Es ſind bereits fünf Jahre, daß ich eine Leidenſchaft in meinem Herzen trage, die Unglück über alle meine Lebenstage zu verbreiten ſchien, und der ich nun all mein Glück zu danken habe. — Ich ſah Erwinen das erſtemahl, als ſie Urach auf den Reichstag nach Worms begleitete. Sie übernachteten bey mir, und was ich da

an

an ihr ſah, hatt' ich noch an keinem Weibe geſe-
hen. Ihre ganze Seele ſchien Liebe für Urach,
und der Anblick eines jungen tugendhaften lieben-
den Weibes und eines edlen glücklichen Mannes
erweckte in mir Ahndungen von Glückſeligkeit,
deren ich bisher noch keinen Menſchen fähig ge-
glaubt hatte. Ich ging mit ihnen nach Worms,
und ein längerer Umgang mit dem vortreflichſten
Weibe ſpannte meine Hochachtung und Ergeben-
heit für ſie bis zu einem Grade, der ſchon ſehr
nahe an Liebe grenzte. Selbſt Urach wurde mir
durch ſeines Weibes Liebe noch werther, und dieß
wärmte meinen Eifer für ſeine Angelegenheiten
auf dem Reichstage. Ich fürchtete ſeine raſche Hi-
tze, und was er auch meine Klugheit ſchalt, blieb ich
doch immer geſchäftig, das wieder gut zu machen,
was er beym Kaiſer durch ſein unbändiges Be-
tragen verdorben hatte. Dieſe Geſchäftigkeit ließ
mir nicht Zeit, ihrer Urſache nachzuſpüren, und
mein Herz auszuforſchen. Ich hatte Hoffnung,
ihm die Gunſt des Kaiſers zu gewinnen, als er
durch den unbeſonnenen Mord des Prinzen alle
meine Plane zerſtörte. Ich müßte mich ſelbſt ver-
läumden, wenn ich ſagte, daß ich bey dieſem

Vorfalle eine andere Empfindung, als die des Mitleids und Eifers ihm zu helfen, in mir wahrnahm.

Der a. Steinheim. Was du für Urach gethan haſt, zeugt von dieſer Wahrheit; man arbeitet für das Leben desjenigen nicht, auf deſſen Tod man ſein Glück baut.

Henneberg. Als Urach in Verhaft war, und Erwinen das Kloſter Andlau zum Aufenthalt angewieſen wurde, da fühlt' ich zuerſt die entſezliche Lücke, die ihre Entfernung in meinem Herzen zurück ließ, und auf einmahl ſtands hell und deutlich vor meiner Seele, — daß ich liebte. Vergebens rang ich mit einer endloſen, wüthenden Leidenſchaft, und es gab Augenblicke, wo ich auf Urachs Tod, der damahl gewiß war, mit einer Art von heimlicher Beruhigung hinſah.

Der a. Steinheim. Das war nicht edel, Henneberg.

Henneberg. Hört mich aus, beſter Vater, eh Ihr richtet. — In dieſer unedeln Hoffnung wagt' ich es, Erwinen zu beſuchen, um in ihrer Seele Ausſichten meiner Wünſche zu leſen. Allein der Anblick einer leidenden, in Schmerz und Verzweif-

zweiflung zagenden Gattinn, die mit flehendem Blick Rettung vom Himmel herab bath, tilgte alles Gefühl eigener Leiden in meiner Seele. Laut erſcholl eine Stimme in meinem Innern, die mich aufrief, ihrem Gatten zu Hülfe. Ich vergaß meiner ſelbſt, eilte, arbeitete, und rettete Urach. All' der ſelige Friede, den eine gute That gewährt, war in meiner Seele, ſo lang ich an Urachs Rettung arbeitete; allein kaum war er nach Paläſtina gezogen, als die Leidenſchaft mit doppelter Wuth wiederkehrte. Ich hatte nun Anſprüche auf Erwinens Erkenntlichkeit, und war leichtgläubig genug in den Ueberwallungen ihrer Dankbarkeit Spuren des Wohlwollens zu finden. Ich beſuchte ſie etlichemahle im Kloſter, und nach jedem Beſuche fraß die Flamme ſtärker um ſich, die mir im Innern wüthete. In meiner Seele ſtiegen Gedanken auf, ſchwarz wie die Hölle, und ketteten ſich zu Entſchlüſſen zuſammen, die abſcheulich waren. Ein Blick in mein Innerſtes war genug, um mich ſelbſt zu verabſcheuen, und ich ſah keine andere Rettung, als in der Flucht.

Der a. Steinheim. Und hatte denn Erwine nichts von Deiner Liebe wahrgenommen?

Henneberg. Ich glaube nicht, mein Vater. Nie las ich einen Verdacht in ihrer reinen argloſen Seele. Dank, Achtung und grenzenloſes Vertrauen blieb immer der Antheil des Retters ihres Urachs, und lieber wollt' ich mein Leben, als dieſes mir ſo heilige Vertrauen verloren haben. Ich floh, um in der Ferne Ruhe zu finden; und ging mit dem Kaiſer nach Italien. Von Stadt zu Stadt irrt' ich da umher, wie einer, der den Fluch des Himmels von ſich abzuſchütteln ſtrebt, der auf ihm liegt. Allein meine Leidenſchaft hatte mich zu tief gefaßt, ſie ließ nicht von mir. Ein ſtiller verzehrender Kummer trat an die Stelle ihrer gewaltſamen Ausbrüche. Ich lebte in der Welt, wie in einem Grabe, und bangte nach dem Augenblicke, der ein Glied von ihr löſen ſollte, das ihr nichts nütze war. Ich war entſchloſſen, mich in ein Kloſter zu vergraben, als Eures Sohnes Wiederkunft mich aufs neue ins Leben zurück rief. Was ich von dem Augenblick an that, wißt Ihr ſelbſt, beſter Vater, und wenn meine vorige Liebe zu Erwinen eine Schwachheit war, ſo kann ſie doch jetzt Bürge für meine Pflicht ſeyn.

Der a. Steinheim. Ein ſeltener Kampf, lie-

lieber Sohn, den Liebe und Tugend in dir kämpfen! er iſt deiner werth, und ich bewundere ihn; aber ich würd' ihn vielleicht weniger bewundern, hätt' ich nicht ſo manchen gekannt, der ſich ob ſeiner Macht und des Kaiſers Gunſt berechtigt glaubte, einen viel ſchimpflichern zu kämpfen.

Fünfter Auftritt.

Berthold, und die Vorigen.

Berthold (mit einem Briefe.) Ein reitender Bothe von Worms brachte dieſen Brief vom Kaiſer. Mit ihm ſind auch die Notarien von Worms angekommen.

Henneberg. Gut. Laß das Geſind im großen Saal ſich verſammeln, und meld' es den Rittern ——(den Brief erbrechend) Nur keine hinderlichen Aufträge! (liest) „Lieber Getreuer! Meinen freundlichen wohlgemeinten Glückwunſch zur Verlobung mit deiner ſchönen Wittwe zuvor, und demnächſt meine nochmahlige Erinnerung an das, was ich mir lange ausbedungen, daß du dein Beylager an meinem Hofe vollzieheſt. Für jetzt bedarf ich deiner eiligen Gegenwart, und deine Braut wird mirs nicht übel deuten, daß ich ihr ih-

ihren Bräutigam auf ein paar Tage entziehe. Heute Abends erwartet dich."

Heinrich.

Ungelegen, höchſt ungelegen! — Doch ſey's Wollt Ihr mich begleiten nach Worms, lieber Vater?

Der a. Steinheim. Ungerufne Gäſte ſind ſelten willkommen. Ich bin an des Kaiſers Hofe fremd geworden. Bey ſeinem Gericht hab' ich weder was zu ſuchen, noch zu klagen, und zur Tapete hat ſich noch kein Steinheim brauchen laſſen. — Komm, die Zeugen warten unſer. Ich will Erwinen holen.

Sechster Auftritt.

Saal.

(Zween Notarien an einem Tiſche. Das Geſinde verſammelt ſich, die Zeugen kommen. Hierauf Henneberg, und Friedrich Steinheim, dann der alte Steinheim mit Erwinen.)

Henneberg. O, mir willkommen, beſte Erwine, willkommen wie ein wohlthätiger Schutzgeiſt, der von oben zu meiner Rettung herabkömmt. O meine Theure, die Liebe bedarf keiner Zeugen, ſie glüht im Innerſten, nur dem Allſehenden ſichtbar; aber die Landesſitte will dieſe Feyerlichkeit.

Er-

Erwine. (mit an ſich haltender Aengſtlichkeit) Möchte doch mein Herz alle eure Hoffnungen erfüllen können!

Der a. Steinheim. Alſo zum Werke! (winkt den Notarien).

Notarius. (ſteht auf und liest) Der edle Ritter Werner Graf von Henneberg, und Erwine von Steinheim verwittibte Gräfinn von Urach thun kund in dieſem Brief, und verlautbaren männiglich, daß ſie ſich entſchloſſen, ſich in Lieb und Ehren ehelich zu verbinden, und einander redlich, treu und aufrichtig in allweg zu lieben und werth zu halten, wie's tugendſamen Ehehalten ziemt. Solches Verſprechen haben ſie mit eigener Hand und Siegel bekräftigt, und von ihren beyderſeits gebethenen Zeugen unterzeichnen laſſen.

Henneberg. Ich eile, meine Beſte, den einzigen Wunsch meines Herzens zu unterſchreiben. (Unterſchreibt) —— Mein Name, Erwine, erwartet nur noch den Eurigen.

Erwine. (im gehen zaudernd) Gott! Eines andern werden nach Urach!

Der a. Steinheim. (ihr Zaudernd wahrnehmend mit Bedeutung) Erwine!

Erwine (geht und unterſchreibt; nach ihr unterſchreiben die Ritter als Zeugen).

Der a. Steinheim. (beyder Hände haltend.) Hier, Allſehender, fleh' ich zu dir auf; gib dem Band Segen und Gedeihen, das ich knüpfe. Laß dieſe Ehe meinem Vaterlande wohlthätig werden in ihren Früchten! (Ihre Hände in einander legend.) Laßt Eure Herzen ſo aneinander halten, wie Eure Hände, feſt und treu, und der Segen des Herrn wird bleiben bey Euch, und Euerem Stamme.

Henneberg. Theure, ſüße Gefährtinn meines Lebens, dieſer Ring (ihr ihn auſteckend) ſey Bürge des heiligen Bundes zwiſchen meinem und Eurem Herzen. Er iſt rund — das Bild der Ewigkeit — und der Liebe! Ewig ſoll —

Erwine. (ſinkt ohnmächtig auf ihren Vater).

Henneberg. Gott! Erwine! Hülfe!

Der a. Steinheim (der ſie mit Kirmar auf ihr Zimmer führt) Eine ſchreckliche Ahndung!

Zweyter Aufzug.

Erwinens Gemach.

Erſter Auftritt.

Erwine. (Vor ſich ein Käſtchen, worin ſie Urachs Briefe aufbewahrte, ſie hatte alle geleſen, und nimmt den letzten heraus.)

Du biſt der letzte Bothe an mich, aus dem Herzen meines Urachs! — wenn ich euch leſe, dann ſchwindet mir alles, und ich lebe wieder in dem Einzigen, der meine Welt war. O, was das ein Leben wäre, wenn ſie mirs gönnen wollten! wieder zu fühlen all den Genuß vergangener Freuden, zu leben im Gedanken genoſſener Seligkeit, Seele an Seele zu leben mit Urach! O, daß ſie Sinn hätten für das, ſie würdens nicht Thorheit ſchelten! (lieſt).

Zweyter Auftritt.

Erwine, der a. Steinheim.

Der a. Steinheim. Du allein, Erwine? Henneberg nicht hier?

Erwine. Er ging hinunter ins Gartenzimmer, um der Vorſteherinn von Andlau zu ſchreiben.

Der a. Steinheim. Und ihr zu danken! Schön, Erwine, daß er über ſeinem Glücke derer nicht vergäß, die dazu beytrugen! — Was lieſt zu hier?

Erwine. Urachs Briefe.

Der a. Steinheim. Und möchteſt die Grille gern wieder aufſtören, die Klugheit und Vernunft zum Schweigen gebracht hat? Erwine! Du haſt von heute an Pflichten, die dir heilig ſeyn müſſen; Henneberg muß nun der Mann deines Herzens ſeyn, und es iſt ſträflich, ſich ſelbſt ſeine Pflicht erſchweren wollen.

Erwine. Sträflich Vater? — Kann das ſtrafbar werden, was einſt Tugend war?

Der a. Steinheim. Jede Tugend, Erwine, hat ihren Platz; rückte ſie aus ihrer Stelle, und ſie hört auf Tugend zu ſeyn! Die Briefe da-

ſind

ſind Gift für deine Ruhe, und Hinderniſſe für deine Pflicht. Gib mir ſie, ich will ſie aufbewahren.

Erwine. Das iſt eine harte, grauſame Pflicht, die einem das Liebſte abfordert! — Doch — ja! Ich will ihr gehorchen, will den Schatz in eure Hände legen; nur verſprecht mir, daß ich ihn an dem Tage, der meiner Pflichten hienieden der letzte iſt, wieder erhalte.

Der a. Steinheim. Das ſollſt du. Gib her!

Erwine. Nur den letzten da will ich noch leſen. (nachdem ſie eine Weile geleſen) Wahr, und ſchrecklich! — O, mein Vater, was iſt aus meinem Herzen geworden!

Der a. Steinheim. Nu, was wieder? Laß hören!

Erwine. O höret, mein Vater, was Urach da ſchreibt, mir ſchreibt, aus der Fülle ſeines Herzens ſchreibt. (lieſt) „Das iſt ein Frazenherz, das wie eine Münze aus einer Hand in die andere geht! Ein Chriſt muß nur Einen Gott lieben können, ein Ritter nur ein Vaterland, ein Mann nur Ein Weib!" — Nun umgekehrt, Vater, nicht auch das Weib nur Einen Mann?

Der a. Steinheim. Wahr, wie es Urach hier gemeint hat, aber falſch wie du's nimmſt. Liebe darf nicht wechſeln, ſo lang ihr Gegenſtand da iſt, und wechſelt ſie, dann iſts Frazenliebe. Das, Erwine, iſt der Sinn der Stelle. Sieh, wie man verkehrt lieſt, wenn man verkehrt empfindet.

Erwine. Aber der Zuſammenhang, Vater, will, was ich meine.

Der a. Steinheim. Und wenn ers wollte, ſo wärs Grille von Urach. Kann dir ſo was mehr ſeyn, als die Stimme der Vernunft?

Erwine. Urach hatte auch Vernunft, Vater, — und ein Herz! —

Der a. Steinheim. Das immer mehr will, als die Vernunft erlaubt! — Laß das alles, Erwine, die Zeit wird dich beſſere Dinge lehren. (Legt die Briefe zuſammen und erſieht Urachs Portrait) Das gehört auch zu den Briefen, nicht wahr?

Erwine. Wollt ihr mir denn alles, alles nehmen? — Doch immerhin auch ſein Bild! ich hab' ja lebendige Abdrücke von ihm — meine Kinder!

Der

Der a. Steinheim. (legt Briefe und Portrait ins Käſtchen, verſchließt es, und nimmt den Schlüſſel zu ſich) Komm, Erwine, wir wollen Henneberg ſuchen.

Dritter Auftritt.

Saal.

Kirmar, Friedrich Steinheim.

Kirmar. (kömmt zur Hauptthüre herein).

Fr. Steinheim. (aus der Seitenthüre) Haſt Du meinen Vater nicht geſehen, Kirmar?

Kirmar. Eben geht er mit Erwinen die Treppe hinunter, ich glaube, ſie gehn ins Gartenzimmer. Ich will gleich ſehen. (tritt ans Fenſter) Ja, ſie gehn nach der Gartenthüre. — Doch wer kömmt denn da ſo eilig die Straße hergeritten? Ein Fremder, wie es ſcheint.

Fr. Steinheim. (tritt hinzu) Er reitet zum Thor herein. — — Steigt ab.

Kirmar. Kennt Ihr ihn nicht?

Fr. Steinheim. Himmel! Das iſt ja Treuhold aus Paläſtina!

Kirmar. Unmöglich!

Fr. Steinheim. Er iſts! Er iſts. —

Er geht die Treppe herauf, gehen wir ihm entgegen?

Vierter Auftritt.

Treuhold, Kirmar, Fr. Steinheim.

Kirmar. Willkommen, tauſendmahl willkommen, lieber Treuhold! Du noch im Leben, den wir ſchon ſo herzlich als todt bedauerten?

Fr. Steinheim. Sey mir willkommen, ehrlicher Treuhold! Nur meinen Augen, ſonſt Niemanden in der Welt würd' ichs glauben, daß Du noch lebſt. So oft von Paläſtina die Rede war, ſagten wir immer: Treuhold hat wohl wahr geſagt, er würde entweder mit Urach, oder niemahls wieder kommen!

Treuhold. Nu, hab' ich nicht Wort gehalten, bring' ich euch Urach nicht wieder?

Fr. Steinheim. So haſt Du den Leib des Edlen gefunden, haſt ſeine Gebeine geſammelt, und dem Unglücklichen den letzten Dienſt gethan, den ich ihm, ach vergebens! zu erweiſen ſuchte? Und gar aus Paläſtina bringſt Du Uns Urachs Gebeine mit? O, wie wird dirs Erwine danken!

Treu=

Treuhold. Nein, Freyherr, nicht Urachs Gebeine, den ganzen, geſunden, lebenden Urach hab' ich Erwinen wieder gebracht. Sie muß ihn nun bald haben; Urach ritt gerade nach Steinheim zu, und ſandte mich am Scheideweg fort hierher, Hennebergen ſeine Wiederkunft zu melden.

Fr. Steinheim. Pfui! Lüge nicht, Alter! War ich nicht ein Augenzeuge ſeines Todes? Und würden wirs nicht längſt wiſſen, wenn er noch lebte?

Treuhold. Freyherr! Ich habe noch nie gelogen, und wollt' es hier am allerwenigſten! Es geſchehen wohl noch unglaublichere Dinge unter der Sonne, als daß ein Ritter, den man an ſeiner Seite vom Pferd ſtürzen ſieht, nach drey Jahren lebendig wieder kömmt. Reiſet nach Haus, Freyherr, wenn Ihr das mit Augen ſehen wollet, was Ihr hier eine Lüge ſcheltet.

Fr. Steinheim. Alſo wahr, Treuhold, Urach lebendig zurück? Gott im Himmel, was wird aus Erwinen werden! — Um deiner Liebe zu Urach willen, Treuhold, laß hier Niemanden was von Urachs Wiederkunft merken, bis ichs meinem Vater hinterbracht habe. Er iſt hier, ich

will ſehen, wie ſich ihn allein herauf kriege. Ich bin den Augenblick wieder da.

Fünfter Auftritt.

Treuhold und Kirmar.

Kirmar. Ich ſteh' hier, wie vom Bliß getroffen. Treuhold, in deiner Nachricht liegt Leben und Tod. Urach war uns allen ſo gewiß todt, als ſein Großvater, und Erwine — iſt ſeit heute mit Henneberg verlobt.

Treuhold. Verlobt? Himmel! was für ein Raub an Urach! Und konnte denn Erwine, die mir ſein Leben ſo auf die Seele band, ihren Urach ſo vergeſſen? Armer Urach, das hatteſt du wohl nicht erwartet! Wie ihn das empören wird gegen euch alle! O, ich ſehe neuen Greuel voraus. Wie ein gereizter Löwe wird er wüthen, und ſein Leben kann nun ſein Tod ſeyn. Wie konntet ihr ſo leichtgläubig, ſo voreilig ſeyn?

Kirmar. Konnten wir an Steinheims Augenzeugniß zweifeln? War er nicht Urachs Gefährte nach Paläſtina, und kam er nicht ohne Urach mit allen Umſtänden ſeines Todes zurück?

Sechs-

Sechſter Auftritt.

Der alte Steinheim, Friedrich Steinheim und die Vorigen.

Der a. Steinheim. Treuhold, Du haſt uns eine Nachricht gebracht, worüber mein alter Kopf zerſpringen möchte. Urach fiel neben meinem Sohn, und lebt, lebt und ſchreibt kein Wort, ſo viele Ritter kommen ſeither aus Paläſtina, und bringen die nämlichen Umſtände ſeines Todes! Wie geht das allzuſammen? Rede!

Treuhold. Der Zuſammenhang der Geſchichte ſoll euch das aufklären. Es iſt die wunderbarſte Reihe von Schickſalen, die wohl noch kein Ritter in Paläſtina erlebt hat. — Doch ich muß mich ſetzen, Urach hat mich ſo matt geritten, daß ich kein Bein an mir fühle. — Ihr wiſſet, wie unglücklich der Ritt ausfiel, den Ihr mit Urach, König Balduin, und noch etlichen Rittern machtet, um den Feind zu beobachten. Sobald das Gerüchte von Urachs Tod, und eurer und des Königs Gefangennehmung im Lager erſcholl, war mir mein Leben um nichts feil; ich gieng, Euch oder Urachs Körper zu finden. Drey

lange Tage durchſucht' ich vergebens den Wahlplatz, und Niemand konnte oder wollte mir ſagen, wo man Euch und den gefangenen König hingeſchleppt hatte. Ich durchſtrich alſo auf gut Glück die ganze umliegende Gegend, ohne eine Spur von dem, was ich ſuchte. Es war die ſechſte Woche, daß ich unter freyem Himmel umherirrte, als die Nacht mich zwang, mir im nächſten Walde ein ſicheres Nachtlager zu ſuchen. Kaum trat ich in den Wald hinein, als ich in der Ferne Licht ſah. Ich gieng darauf zu, und wie ich näher kam, hört' ich den Laut einer rauhen, aber tonvollen ſingenden Stimme. Ich trat näher und horchte, als ich deutlich eine Strophe des Lieds vernahm, das ich Urachen auf unſerer Reiſe an Erwinen hatte machen müſſen. Wie fortgeriſſen eilt' ich in die Hütte, und fand darin Urachen bey zween armen Einſiedlern ſingend. Ich war bereit alles für Blendwerk zu halten, als Urach aufſprang, mir ins Geſicht ſah, und mich umarmte.

Fr. Steinheim. Aber wie kam denn Urach vom Wahlplatz, wo ich ihn todt niederſtürzen ſah?

Treu-

Treuhold. Die frommen Einſiedler hatten ihn unter den erſchlagenen Chriſten, die ſie alle Nacht ausgiengen zu begraben, gefunden, ſie hatten noch Leben in ihm entdeckt, ihn in ihre Hütte getragen, ſeine Wunden verbunden, und ſeiner nach Vermögen gepflegt. Der Graf hatte im Unterleibe eine tödtliche Wunde bekommen, die noch nicht ganz heil war, aber ſeine ſtarke Natur half ſich ſelbſt. Nach etlichen Tagen ließ er ſeine Rüſtung den Einſiedlern, nahm eins ihrer alten Kleider, und einer von ihnen führte uns glücklich bis an die Grenzen von Edeſſa. Schon hatten wir von einem Hügel das chriſtliche Lager im Angeſichte, als wir im Thal etliche Tempelherren mit einem überlegenen Haufen von Türken im Gefechte ſahn. Auf einmal brach Urachs ganze Hitze los: er riß mich, als ich ihn halten wollte, mit ſich fort, ſtürzte den Hügel hinunter, bemächtigte ſich des Schilds und Schwerts eines erſchlagenen Ritters, riß einen Türken vom Pferde, ſchwang ſich darauf, und drang mit ſolcher Wuth in den Türkenſchwarm, daß ihre Anzahl mit jedem ſeiner Streiche abnahm. Schon fiengen ſie an zu weichen, als ein neuer Trupp

ſie verſtärkte; doch wollte keiner den Streichen des wunderbar kämpfenden Einſiedlers ſich nähern; Urachs Schwerdt wüthete in die Türken wie freſſendes Feuer, als plötzlich ſein Pferd durchſtochen unter ihm zuſammenſtürzte. Er wollte ſich aufraffen, aber ein Schwarm Türken fiel über ihn her, entwaffnete ihn, und band ihm die Hände auf den Rücken. Dieß alles geſchah in ſolcher Geſchwindigkeit, daß ich kaum Zeit hatte, mich zu beſinnen. Ich wollte nun nicht mehr von Urach, bat, ſchrie, ſie ſollten auch mich mitnehmen, was ſie denn auch thaten. Noch ſelben Tag ſchleppten ſie uns über den Euphrat, und verkauften uns an einen Kaufmann von einer handelnden Karavane, der uns mit ſich tief in Perſien führte. Beynahe drey Jahre trugen wir bey ihm die Sklavenkette.

Der a. Steinheim. Und ſuchtet nicht, Nachricht von eurem Zuſtande nach Deutſchland zu bringen?

Treuhold. Die Sklavenkette, Freyherr, iſt kurz und ſtark! Wir trugen ſie hoffnungslos, bis ein genueſiſcher Kaufmann, den Urach auf der Reiſe nach Paläſtina hatte kennen ler-

nen,

nen, und auslöſte. Wir hatten mit Stürmen und Seeräubern zu kämpfen, eh wir eine Europäiſche Küſte erreichten. Und nun drang ich in Urach nach Deutſchland zu ſchreiben. — Soll ich Schnecken zu Boten der Liebe machen? Antwortet er mir: Kann Gold einen Miethling mehr spornen, als mich Erwine, und ich mein Pferd? — Urach ſchafts noch ſelben Tag Pferde, und wir flogen nach Deutſchland. Tag und Nacht ritt Ulrach, kaum daß er einmal des Tags Mahlzeit hielt, nur meinethalben und der Pferde wegen, wie er ſagte, und wenn ſchlimme Wege uns zu übernachten zwangen, ſchlief er auf freyem Felde unter ſeinem Schilde. Wenn ich ihn bat, ſich zu ſchonen, ſo war ſeine Antwort: Wenn Du kannſt, und unſere Pferde können, ſo ſey unbekümmert um Urach, mir kömmt Vermögen aus meinem Herzen. Erwine war ſein einzig Reden die ganze Reiſe durch, und ſein erſter Weg, als wir uns ſchieden, war nach Steinheim, wo er Erwinen zu treffen glaubte. Ich mußte hieher mit ſeinem Gruß an Henneberg. — Hier habt ihr die Geſchichte, Freyherr, ſo kurz ichs konnte.

Der

Der a. Steinheim. Groſser Gott! Deine Wege ſind wunderbar, gütig, und ſchrecklich! Laſs mich den Knoten lösen, Herr, den ich geknüpfet habe! — Treuhold, Du liebſt Urach, um ſeiner Selbſtwillen bitt' ich Dich, halt ſeine Wiederkunft vor Henneberg geheim, bis er in Worms iſt. Erwine muſs Urachen wieder werden. Henneberg liebt ſie, und iſt mächtig, wir alle würden zu ſchwach ſeyn, ſie ihm zu entreiſſen. Auch Erwine muſs erſt vorbereitet werden. — Und dann Urachs Ungeſtüm! O, ich weiſs nicht, wo ich anfangen ſoll. — Geh, guter Treuhold, indeſs hinunter zu Erwinen und Henneberg, erzähl' ihnen alle Deine Schickſale, nur laſs überall Urach dabey aus. Ich brauche Zeit mich zu faſſen, um das Ende des Knoten zu finden. Geh, Guter, Kirmar begleitet Dich, daſs ſie uns nicht überraſchen.

Treuhold. Das will ich, Freyherr, für Urach. Weniger Umſtändlichkeit iſt keine Lüge.

Sie-

Siebenter Auftritt.

Der alte Steinheim, Fr. Steinheim.

Der a. Steinheim. Wie ſoll ich nun das alles ausgleichen? Wie auseinander löſen das ganze Gewirr, ohne daß ein Faden reißt? O, daß du zu ſehen glaubteſt, Sinnengläubiger, was du nicht ſahſt!

Fr. Steinheim. Menſchenaugen, Vater, geben nur Menſchengewißheit, mehr darf man auch von Menſchenrede nicht fodern. Und vertraut nicht jedermann den Sinnen ſein eigen Leben, wie ſollt' ich ihnen nicht geglaubt haben, da ſie mir von Urachs Tode zeugten?

Der a. Steinheim. O, es iſt nichts, was wir Gewißheit nennen, Schein ſelbſt das oft, was wir greifen. — Und wie wird Urach das nehmen? Ich kenn' ihn. Sein Zorn iſt verzehrend Feuer, wenn er gereizt wird. Weh uns, wenn ſein Ungeſtüm uns übereilt! Erwine muß fort auf mein nächſtes Schloß, ſo bald Henneberg weg iſt. Träfe Urach ſie hier, das wäre Sturmwind in ſeine Flamme.

Fr. Steinheim. Für Erwinen fürcht' ich weniger, Vater. Bey Urach gebiert Verdacht betrogener Liebe nur Verachtung und Hohn, aber auch das wäre tödtend für Erwinen. Mehr fürcht' ich für Henneberg. Ein Funke von Schmach oder Unrecht ſetzt Urach in Flammen. Und hat er nicht Schein von beyden bey Henneberg? Wie, kann er nicht ſelbſt das auslegen, was Henneberg für ihn gethan hat? Wird er nicht Gift finden in ſeinen Wohlthaten, und Heucheley in ſeiner Freundſchaft? Und weh dem, den Urach als einen Heuchler verfolgt!

Der a. Steinheim. Drum laß uns ihm alles aus dem Weg räumen, damit die erſten Hiebe ſeines Grims zu Luftſtreichen werden. Er muß weder Erwinen noch Henneberg hier antreffen. Du mußt ſogleich mit meinen Leuten zurück, und am Scheideweg ſeiner warten: kömmt er, eh du noch glaubſt, daß hier vorgeſehen iſt, ſo wend' alles an, ihn aufzuhalten, nur nichts mit Gewalt — Du kennſt Urach. Ich will dir zum Schein ſchriftliche Aufträge mitgeben. — Es kömmt Jemand, komm auf mein Zimmer.

Achter

Achter Auftritt.

Erwine, Treuhold.

Erwine. Du biſt gewiß recht müde, guter Treuhold! Setz dich. (reicht ihm einen Seſſel) Und ſonſt nichts, gar nichts kannſt du mir ſagen von meinem Urach? Das war wenig, Treuhold, recht wenig — O, wenn du wüßteſt, wie bey deinem Anblick alles in meinem Herzen lebendig wird, alles Verklungene wieder aufzittert, und wie's ſchlägt und pocht vor Ungeduld in mir, alles zu wiſſen von Urach, die kleinſten Dinge in Red' und That, ſein Ja und Nein ſogar! um es an meine Seele zu hängen auf ewig! Du würdeſt's bedauern, daß du mir ſo gar nichts von ihm ſagen kannſt!

Treuhold. Was kann ich Euch ſagen, edle Gräſinn, daß Ihr nicht längſt wiſſet, und vielleicht beſſer denket, als ich?

Erwine. Wahr, Treuhold, wohl wahr! O, ich hab' ein gutes Gedächtniß! es iſt mein ganzer Reichthum; aber es liegen auch Schätze darinn — ein Tagebuch von Urachs ganzem Leben! Wenn ich oft ſo den Schatz aufſchließe, mir vor die

Seele ruſe die Scenen all', wieder werde, was ich war, Kind, Mädchen und Frau an Urachs Seite, dann Treuhold, dann fühl' ich wieder Leben und Seligkeit. — Und erſt die großen Perlen in meinem Schatze, die ich immer im Herzen trage, die Scenen, wo Urachs Seele in ihrer ganzen Schöne ſich malte! Wo wir als Kinder ſchon zuſammen trafen auf einen Punkt! — O, ich denk' es noch wie geſtern, wie wir das Märchen vom großen Steine, der Ritter Grab genannt, ſpielten, das Du uns erzählt hatteſt: wie er mich hinanführte den nächſten Berg, mich ſetzen hieß, und ein großes Felſenſtück zu mir hinantrug, um den Sold der Minne, wie er ſagte, und mirs eng und ſüß dabey ums Herz ward, obſchon wir beyde noch nicht wußten, was für Sinn im Worte lag. Oft wallfahrteten wir nachher zu dem Felſenſtück, als es heller in unſeren Herzen geworden war. — Und wie er eines Tages ein dichtbelaubtes Bäumchen mir zur Laube bog, den Wipfel in die Erde ſteckte, und als ich ihm Abends ſagte, das Bäumchen würde welken, er noch bey Nacht hinaus lief, und es, wie er ſagte, ins Leben zurück ſchnellen ließ. —

O,

O, ich möchte nicht ſterben, Treuhold, wenn der Tod mich um das Andenken dieſer Scenen brächte!

Treuhold. Und ſein Sinn für Freyheit, Erwine, der im Knabenkeime ſchon Früchte trug! Wie er oft die Kettenhunde der Bauern, ohne Furcht gebiſſen zu werden, los ließ, und er mir, als ich ihn deß warnen wollte, ſagte: Sie beißen nur an der Kette, und ſind fromm wie Lämmer im Freyen — und wie er die Stäbe von den jungen Bäumen losriß, weil er's nicht leiden konnte, daß ein todt Stück Holz ein lebendiges hofmeiſtern ſollte. — Und dann das Streben ſeiner jungen Seele nach Wahrheit! Wißt Ihr noch, wie er einſt an Eurer übergüldeten Halskette ſo lang rieb, bis das Gold weg war, und er mir auf meine Frage, was er da gemacht habe? zur Antwort gab: Ich habe die Lüge weggerieben! — Wie oft freut' ich mich ſeines geraden immer nur das Ziel faſſenden Sinns, als ich ſah, daß er allemal lieber über Gräben ſpringen und Bäche durchwaten, als den kleinſten Umweg machen wollte! —

Er-

Erwine. Aber, Treuhold, das Wichtigſte vergaßeſt Du, ſeine Liebe, ſeine volle Liebe, die er mir durch alle Adern trieb, das Umſchlingen und Umfaſſen ſeiner Seele, daß mir's oft war, als läg' ich mitten in ſeinem Herzen. Wie er ſich anſchlang an alles, was er liebte, das nicht mehr von ihm loszukommen war, auſſer er fand was Böſes darinn, da warf er's auch auf ewig aus ſeinem Herzen.

Treuhold. Ja, Erwine, ich fühlte, wie feſt er mich hielt! Schon an den Knaben war meine Seele gebunden. Ich ſollt' ihn erziehen, aber nicht lange, ſo gieng ich bey ihm in die Schule; als ich ſah das frühe Hervordrängen alles deſſen, was in ihm lag, wie Kraft auf Kraft aus ihm blizte und Licht warf auf ſein künftiges Leben; und wie nun das alles reif in ihm ward und Frucht anſezte im Mann! O Erwine, oft ſagt' ich zu mir ſelbſt: die Natur hat Stoff von zehn Männern zu ſeinem Weſen genommen!

Neun=

Neunter Auftritt.

Der alte Steinheim und Friedrich Steinheim, (aus der Seitenthüre) Henneberg und die Vorigen.

Henneberg Ich bin reiſefertig, meine Theueren, und gäbe der Himmel, daß ich's nicht ſeyn dürfte! Iſt mir doch, als wenn ich von mir ſelbſt getrennt würde! O, daß doch dieſe Tage ſchon um wären! Nie, nie fühlt' ich die Sclaverey des Höflings ſtärker als itzt. (zu Erwinen) Doch Geduld, meine Beſte, hab' ich beym Kaiſer nur ausgerichtet, was ich vorhabe, dann will ich dem Hofe fremd werden, fremd der ganzen Welt, und mich einengen in den Cirkel der Liebe.

Der a. Steinheim. Folge deiner Pflicht, Henneberg. (ihm die Hand reichend) Leb' wohl! Gott geleite dich! Komm, wir wollen dich begleiten.

(alle ab.)

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Saal.

Der alte Steinheim, Kirmar.

Kirmar. (zum alten Steinheim, der aus Erwinens Zimmer kömmt.) Schon fertig, Freyherr? Wie nahm Erwine die Nachricht?

Der a. Steinheim. Schlimmer, als ich vermuthete. Die Furcht von Urach ließ mir nicht ſo viel Zeit, als ich brauchte um weiter auszuholen. Ich mußte Stuffen überhüpfen, die nöthig geweſen wären, ihrem Herzen gelinder beyzukommen. Bey der erſten Sylbe, die ihr Gewißheit von Urachs Leben gab, lag ſie mir ohn-

mäch-

mächtig im Arm. Und auf die Nachricht, daß er ſchon hier wäre, folgte eine zweyte Ohnmacht. So bald ſie ſich erholt hat, müſſen wir fort. Geh, guter Kirmar, thu Erwinen noch den letzten Dienſt, und ſorge für eine Sänfte für ſie, ſie wäre zum Reiten zu ſchwach. Verhüte aber allen Lärm unter Hennebergs Leuten. Mein Knappe ſoll mir's melden, wenn alles bereit iſt.

Zweyter Auftritt.

Berthold und die Vorigen.

Berthold. (keucht herein) Urach noch nicht hier, Freyherr?

Der a. Steinheim. Nein! begegnet' er dir?

Berthold. O, weit mehr, als das, Freyherr. Ich war kaum eine halbe Stunde über den Scheideweg, da ein Ritter geſprengt auf mich zu kam. Wem dienſt du Knappe? rief er mich haſtig an. Graf Hennebergen, ſagt' ich. Was iſt dein Geſchäft? ſchrie er. Ein Brief, ſagt' ich an die Vorſteherin von Andlau, und erkannte ihn. Heraus damit, ſchrie er ergrimmt, bey dei-

nem Leben! Ich thu, was Knappen ziemt, rief ich, und wenn ich Euer Knappe wäre, würdet ihr mich deß ſtrafen, was Ihr jezt von mir fodert. Ich hatte noch nicht ausgeredet, als er mich niederwarf, und mir den Brief nahm. Eh ich mich beſann, war er mir aus den Augen. Ich nahm den kürzern Weg über die Berge, um ihm vorzukommen. Das iſt alles, Freyherr. Ich that, was ich konnte. (ab)

Der a. Steinheim. Gott! wenn Henneberg was von ſeiner alten Liebe geſchrieben hat, und Urach uns hier antrifft! Wir müſſen eilen, was wir können. Geh, lieber Kirmar, ſorge für die Sänfte.

Kirmar. Den Augenblick, Freyherr! — Aber was für ein Lärm unten im Hof! (geht zum Fenſter) Man bringt Licht. — Euer Sohn iſts mit Eueren Leuten wieder.

Der a. Steinheim. Gott! So iſt gewiß auch Urach mit. — Sollt' er ihn nicht haben aufhalten können? — Doch nun iſts zu ſpät. Geh zu Erwinen, Kirmar, und bereite ſie vor, ſo gut du kannſt; verhüte aber, daß ſie nicht zu früh hieher kömmt.

Drit-

Dritter Auftritt.

Urach, Friedrich Steinheim, der alte Steinheim.

Urach. (mit bloßem Schwert zu Friedrich Steinheim, der ihm im Weg ſtehen will) Fort, Bube! — Alſo hier das Neſt der Schande? Wo iſt Henneberg? Hört ihr, wo iſt er?

Der a. Steinheim. Hör' ein Wort, Urach, eh' du was unternimmſt, das dich gereuen möchte. Dein Tod war uns allen gewiß, und Henneberg verlobte ſich mit Erwinen nach Geſetz und Recht.

Urach. Auch Du Hennebergs Vertheidiger? Pfuy, ſchäm dich, Alter! (nimmt eine ſeiner Locken, und hält ſie ihm vors Geſicht) Sieh hier deine grauen Haare, ſie ſteh'n auf eines Ritters Kopf; und der Ritter iſt ein — Kuppler.

Der a. Steinheim. Keinen Schimpf, Urach! Beym Himmel, ich trag' ihn nicht! Doch ich verzeih's deiner Hitze. Nur höre erſt, Urach, hör' erſt.

Urach. Was ſoll ich hören? Wollt Ihr mir Eure Schande malen? Mir ſagen, daß Henne-

berg mein Weib liebte, und Euch zu Handlangern ſeiner Ränke machte? Mir ſagen, daß der Heuchler meines Weibes Liebe durch Wohlthaten erſchlich, in die er Schlangengift für mich gelegt hatte, daß deine Tochter eine Dirne war, die ob den Schmeicheleyen des Heuchlers ihren Mann vergaß? — Doch male, Alter, male mir's aus das Bubenſtück, es ſoll meiner Rache willkommen ſeyn, überkleiſtere es mit Tugend und Wahrheit, das kannſt Du; Du biſt ja bey Henneberg in die Schule gegangen.

Der a. Steinheim. Urach, Du ſiehſt Ungeheuer in deiner Hitze. Henneberg hatte nie Abſichten auf Erwinen, ſo lang er dich im Leben wußte. Hat er nicht ſelbſt für dein Leben gearbeitet, über das ſchon das Todesurtheil deiner Richter gezückt war?

Urach. Wie Du den Blinden ſpielſt, Alter! Beſſer als Henneberg den Heuchler. Aber er hat die Larve zu früh weggeworfen, und ich habe nun freyen Blick in ſein Bubengeſicht. Er gab mir Gift im Wein, und ich trank ihn ohn' Arg, wie aus der Hand des Freundes; aber es wirkte nicht, wie er's wollte. Nun will ich ihm den Becher

voll mit Gift reichen, ihm ins Ohr ſchreyen, daß es Gift iſt, und er ſoll mir Beſcheid thun; oder ich will ihm den Becher an den Mund ſtoßen, daß ihm die Zähne droben heraus fallen. — Aber wo iſt denn Euer Henneberg? Weiſt mir ihn, ich muß ihm ja danken.

Der a. Steinheim. Henneberg iſt nicht hier.

Urach. Alſo geflüchtet mit ſeinem Raube? Doch nicht zum Kaiſer um einen Freybrief wider meine Anſprüche? Mag er ſich alles erheucheln, er entgeht meiner Rache nicht. Ich will ihn finden, und verſchlöß' er ſich in den Bauch der Erde. — Euch hat er wohl zu Geſchäftsträgern ſeiner Schande zurück gelaſſen, daß Ihr mich leitet und gängelt nach ſeinen Abſichten?

Der a. Steinheim. Urach, Du häufſt Schande über uns, deren Laſt einem Böſewicht zu ſchwer werden würde. Henneberg reiſte fort, eh' er von Deiner Wiederkunft wußte, und weiß noch nichts. Er iſt edelmüthig und wird Dir Erwinen nicht vorenthalten.

Urach. Will ich denn das? Soll ich der Mann einer Buhldirne werden? Soll deine Tochter nun

an mir wieder eine Kunſt üben, mir Liebe vorlügen, und Henneberg denken, wenn ſie Urach ausſpricht? Willſt Du ſie doppelt ſtrafbar machen?

Der a. Steinheim. Erwine war nie ſtrafbar. Sie glaubte dich ſo gewiß todt als wir, und ihr zweytes Verſprechen mit Henneberg war ein Schritt, den alle Geſetze erlauben.

Urach. Todt, todt? — Der Liebe iſt todt und lebendig einerley! Schande dem Weibe, das zwey Herzen hat! Und die Geſetze, die Geſetze erlaubten euch das? Wißt ihr, wer ſich am meiſten auf die Geſetze beruft? — Der Schurke, der in ſeinem Herzen keine Rechtfertigung mehr finden kann. — Sage, Alter, ſage deiner Tochter, daß ich ſie haſſe, wie die Dirne, die mit ihrem Herzen Gewerbe treibt, daß ich mich ſelbſt haſſe, und mir fluchen möchte, daß ich Käufer um ihr Herz war.

Fr. Steinheim. Klage meine Schweſter nicht an, Urach. Sie hat nie aufgehört Dich zu lieben! Unſer Zureden drang ihr Hennebergs Hand auf. Und auch itzt noch iſt Weinen um Dich ihr täglich Geſchäfte.

Urach. Ihr alſo wolltet mein Weib einem an-

deren zuſchleppen? Und das that Vater und Freund? — Zieh' Bube, Du warſt Fackelträger bey dem Feſte, bey Dir will ich anfangen.

Fr. Steinheim. Nie, Urach werd' ich mein Schwert gegen Dich zücken; aber wenn Du ein Opfer deiner Rache willſt, ſo laß es mich werden. Ich verdien' es, wenn Irrthum und Voreiligkeit ſtrafbar machen.

Urach. Wie ſchön Du deine Feigheit hinter die Großmuth ſtellſt! Wie fertig Dir Hennebergs Kniffe geworden ſind, dem Laſter Tugend umzuhängen. — Doch wenn Du denn mein Freund biſt, ſo ſage mir, wo Henneberg hin iſt, und ich will Dir's glauben.

Fr. Steinheim. Henneberg iſt nach Worms zum Kaiſer.

Urach. Dank Dir, Steinheim, ſo gut Dir ein Löwe danken kann, dem Du ſagſt, wo der Räuber mit ſeinem Jungen hin iſt. (ſteckt ſein Schwert ein) Ich habe nun nichts mehr an Euch, lebt wohl!

Vierter Auftritt.

Erwine und die Vorigen.

Erwine. (an der Thüre zu Kirmar und Beatrix, die ſie halten wollen) Laßt mich! Laßt mich! — Urach! Urach! (auf ihn zueilend.)

Urach. Nicht in die Nähe, Verbrecherinn!

Erwine. (bleibt ſtumm und in Schmerz verſunken ſtehen.)

Urach. Das Erwine? Das Deine Tochter, Steinheim? Blaß und hager, als käme ſie aus dem Grabe! (zu Erwinen) Weib! Du haſt dich ſelbſt aus meinem Herzen geriſſen. Du haſt meine Lieb' entehrt, und dich einem Buben in die Arme geworfen. Mir biſt Du nichts mehr. Hier, wo eh' Liebe für dich ſchlug, iſt nun Rache über Henneberg.

Erwine. (zu ſeinen Füßen) Nicht deine Liebe, Urach, deinen Grimm, deinen tödtenden Grimm! Gib mir den Tod, eh' Schaam und Reue mich ums Leben bringen.

Urach. Schämen? Du dich ſchämen? Hat nicht die Schande längſt das Blut an dir weggetrunken, das für die Schaamröthe in des Wei-

bes

des Wange gehört? Weißt Du, wer dir die Schaamröthe vom Geſichte wiſchte? Henneberg. Geh' zu ihm, er ſoll ſie dir geben, und wenn er das nicht kann, ſo laß ſie dir malen auf die Wange.

Erwine. Mehr, Urach, mehr ſo Bitteres! Es ſoll mir ſüß ſeyn von Dir. Es wird den Jammer enden, den Liebe und Schwäche mir zuzog. (ſieht zu ihm auf) Urach! Mein Herz ward dir nie ungetreu, nur meine Hand war im Begriffe es zu werden.

Urach. Weh dem Weibe, die Hand und Herz von einander gibt! — Steh auf, Erwine! Henneberg hat dich kriechen gelehrt; die Tugend kriecht nicht! Du biſt mir fremd geworden, wie ſie deinem Herzen. Selbſt im Tode hätt' ich nicht theilen mögen mit Henneberg. Die Liebe theilt nicht. Hatt' er deine Hand, hätt' er auch dein Herz haben mögen. Ich mag nicht leben mit einem Weibe, das meiner Liebe nicht werth iſt.

Erwine. Ich verlange nicht zu dir, Urach, verdien' es nicht. Nur gib mir die Freyheit, meine Tage in Reue zu verweinen, und wenn ich ausgeweint habe, ſo laß deine Verzeihung mich zu Grabe begleiten!

Urach

Urach. (ſtumm, drückt ſeine Rührung in ſich zurück).

Fr. Steinheim. Vergib Erwinen, Urach, ſie hat dich immer geliebt. Sieh ihren Schmerz, er war ihre tägliche Nahrung; und nun ſind die Leiden ihrer Reue noch größer.

Urach. Eure Zungen ſteh'n im Sold der Lüge. Euch glaub' ich nichts. Dem Blick des Weibes da würd' ich's glauben, wenn ſie nicht von Henneberg heucheln gelernt hätte.

Der a. Steinheim. Urach, Du mißkennſt uns alle, und Erwinen am meiſten. Sie ward nie meineidig an Dir, ſchlug zwey Jahre Hennebergs Hand aus, nahm ſie nur aufgedrungen an, und noch vor wenigen Stunden, wo ſie Dich noch todt glaubte, war ihr Schmerz um Dich mächtiger, als all' mein Troſt.

Urach. Haltet ihr mich für einen Schüler in der Liebe? glaubt ihr, ich kenn' ſie nicht? Liebe muß nicht verleitet werden können. Das iſt Fratzenliebe, die nicht übers Grab hinaus zu reichen vermag. Aber ihr gefiel ein Knabe mit glattem Kinn und rother Wange beſſer als Urach, und Eurer Klugheit war der Wink willkommen, des Kaiſers Gunſt durch ſeinen Günſtling zu erſchlei-

chen.

chen. Der Tochtermann ſchien euch ergiebig für euer Haus, ihr wolltet ihn melken. Das, Alter, das machte Dich zum Buben ſeiner Leidenſchaft. — Der Heuchler wußte ſich viel damit, daß er des Kaiſers Katze war, und glaubte, von ihm geſtreichelt, an mir mit ſeiner Pfote zerren zu dürfen; aber ich will der Katze die Krallen ausreißen, daß ſie ſich daran verbluten ſoll!

Erwine. Gott! Um deiner ſelbſt willen, Urach! thu das nicht!

Urach. Kränkt Dichs, daß ich Dir deinen Buhlen raube? Oder thut Dirs um ſein ſchön Geſicht leid, wenn ich ihn ſein Bubenſtück mit Narben an die Stirne ſchreibe? Doch ich weiß Dir ein Mittel, Weib, für deine Augen, wenn er dir gezeichnet wieder kömmt: Laß ihn einen geſchloſſenen Helm tragen, nenn' es Vaterſitte, ſag' aber Niemandem, was für ein Kopf in der Rüſtung ſteckt.

Erwine. Schone mich nicht, uns alle nicht; aber denk' an deine Kinder, die deine Rache zu Waiſen machen wird.

Urach. Meine Kinder? Gut, daß du mich dran erinnerſt; ja, die ſind mein. Es war noch

dent-

deutſches Blut in dir, als du ſie ſäugteſt. Oder habt ihr auch dieſe mit in eurem Plan? Habt ihr auch von ihnen euere Grundſätze eingehämmert? Tragen ihre Seelen ſchon die krummen Linien eurer Klugheit? Verbeugungen nach Hofmanier waren wohl das erſte, was ihr ſie lernen ließt. Und euer Henneberg war wohl das Muſter, das ihr ihnen aufſtelltet? Er alſo war der Alexander, vor deſſen Bilde die Jungen aus Nacheiferungstrieb hätten weinen ſollen? Ihr ſperrtet ſie wohl ins Zimmer, und gabt ihnen Docken in die Hände, damit ſie auch mit Menſchen ſpielen lernen möchten? Doch wie ihr ſie auch mögt gezogen haben, bringt ſie mir, ich will ſie ſehen.

Erwine. Nein, Urach, ſie ſind dir nicht unähnlich geworden. Ich bring' ſie dir.

(mit Beatrix ab)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen, hernach Treuhold.

Urach. Wo iſt Treuhold?

Fr. Steinheim. Er wird ſchon ſchlafen. er war ermüdet von der Reiſe,

Treu-

Treuhold. (der bisher immer an der Thüre auf Urach gewartet hatte) Nein, Freyherr, Treuhold ſchläft nicht, wenn Urach wacht.

Sechſter Auftritt.

Erwine und Beatrix mit den Kindern in Nachtkleidern, und die Vorigen.

Carl. (hinter der Scene) Mein Vater! O wenn ich nur nicht ſchlafen gegangen wäre! (läuft mit Siegmund auf ihn zu) Lieber Vater! Ihr wieder da! — Aber Ihr ſeht ſo bös! Wir haben nichts gethan, Vater! Nichts als ich und mein Bruder haben heut Ritterſpiel gehalten. Iſt das Unrecht?

Urach. Nein, Carl! (hebt beyde auf und küßt ſie) Ihr ſeyd Urachs Kinder, und ſollt Männer werden. Seht dieſen alten Mann da (auf Treuhold deutend) er vertrat Vaterſtelle an mir, den ſollt' ihr ehren. Er wird auch euer Vater ſeyn. — Treuhold! ich habe nichts mehr, als meine Kinder, dich und meinen Muth. Laß mir das bleiben, und es ſoll mir genug ſeyn. Du, guter Alter, reite heute noch auf mein Schloß, nimm die Kinder mit, und pfleg' ihrer, laß aber, ſobald

bald du ankömmſt, meine Vaſallen aufſitzen, ſo viel du ihrer nur zuſammen bringen kannſt; ſag' ihnen, ich hab' ihrer nöthig in Worms, ſie ſollen reiten was ſie können, daß ſie dort noch Vormittag eintreffen. Du aber bleib bey meinen Kindern, Treuhold. (leiſer) Und wenn ich nimmer kommen ſoll, ſey ihr Vater. Mehr wird dir in dieſem Falle einer meiner Vaſallen ſchriftlich mitbringen.

Carl. Geht unſre Mutter nicht mit, Vater?

Urach. Nein, Sohn, die bleibt hier bey Henneberg.

Erwine. Alſo ganz ausgezogen! Alles, alles von mir geriſſen! (weinend mit flehenden Blick) Nimm mich mit, Urach, laß mich meiner Kinder Dienſtmagd werden.

Urach. Du magſt bey Henneberg bleiben, ſo lang er da iſt. Ich nehme, was mein iſt, du haſt aufgehört mein zu ſeyn.

Beatrix. Herr, wenn das Zeugniß einer alten getreuen Magd etwas über euch vermöchte, ſo könnt' und wollt' ich zeugen von der Gräfinn Liebe zu Euch; aber wenn Ihr mein Wort nicht achtet, ſo fragt Eure Kinder, und all' euer Grimm

fal-

falle auf mich, wenn ſie Euch etwas anders zeugen können als das, was Ihr uns nicht glaubet.

Carl. Unſere Mutter weint, Vater, ſie hat uns lieb, und auch Euch. Sie hat uns alle Tage von Euch erzählt, und wir haben oft mit ihr um Euch geweint. Wie wir uns nun zuſammen freuen würden, daß ihr wieder da ſeyd! Nicht wahr Mutter?

Erwine (hängt an ihren Kindern).

Urach. Erwine, mein Kopf verzeiht dir um des Kindes Ausſage Willen, aber nicht mein Herz. Verzeih dir auch der, der mehr verzeihen kann, als ich. Aber du ſollſt hier bleiben, bis das (auf ſein Schwerdt deutend) den Heuchler lohnt, der dich verführt hat. — Komm, Treuhold, nimm meine Kinder.

Treuhold. (geht auf Erwinen zu, ſieht ſie ihre Kinder immer enger an ſich ſchließen, und bleibt gerührt ſtehen.)

Urach. Nu, was zögerſt du?

Treuhold. Urach, ich kann der Mutter nicht ihr Junges rauben.

Urach. So kann ichs. (Nimmt den Kleinen in den Arm, und führt den Größern an der Hand

fort. Erwine wird ohnmächtig von Kiemar und Beatrix auf ihr Zimmer gebracht.)

Beatrix (im Wegführen.) Iſts möglich, daß ein Mann ſo haſſen kann, der ſo liebte?

Siebenter Auftritt.

Henneberg und die Vorigen.

Urach (dem Henneberg an der Thüre entgegen kömmt.) Ha, Bube, haſt du dich gefangen? (giebt Treuholden die Kinder, der ſie fortführt) Komm, Heuchler, daß ich dir deine Wohlthaten lohne! (zieht)

Henneberg. Das dein Willkomm, Urach? meine Hand will ich dir reichen zum Handſchlag, aber nie mein Schwerdt. Ich ward nie meineidig an dir. Was ich that, geſchah aus einem Irrthume, den kein Geſetz ſtrafbar nennen kann.

Urach. Du dich auf die Geſetze berufen, ſchaamloſer Bube? Zieh! ſag' ich, oder ich bohre dich nieder, und kratze dirs an die Sterne, daß du zu feig warſt, dein Bubenſtück mit der Klinge zu verfechten.

Henneberg. Urach, dein Schimpf iſt der erſte, den ich ungerochen dulde, und ich würde

dir mit dem Schwerdt antworten, wenn ich der wäre wofür du mich hältſt. Fordere die ſtrengſte Rechtfertigung von mir, ſtelle mir meinen ärgſten Feind zum Richter, und ich will mich ſeinem Urtheil unterwerfen.

Urach. So bin ich dein Richter, und dem ſollſt du dein ſchwarzes Verbrechen nicht weiß machen, wenn du fingerdick Weiß darüber aufträgſt. Ich ſehe den Heuchler durch und durch, ſeh' alle Fäden des Gewebes, das du Spinne, über deinen Raub ſpinnen willſt, will dich hinſtrecken zu deiner Buhlerinn, die Decke, von einander reißen, und deine Schände der Welt Augen preis geben. Zieh Schurke!

Henneberg. Ritter, du mißhandelſt Freundſchaft und Ritterehre, und verletzeſt die Rechte meines Hauſes wie ein Straßenräuber. Aber ich werde mein Schwerdt nie gegen dich ziehen, als auf des Kaiſers Wort, und nach den Geſetzen der Ritter. Wenn du was an mir haſt, ſo fordere mich vor des Kaiſers Gericht, und ich will dir antworten.

Urach. Will die Schlange in ihre Höhle kriechen, und unter des Adlers Flügeln dem Löwen

entgegenziſchen, dem ſie ſein Junges geraubt hat? Soll der Kaiſer ſein Siegel auf deinen Raub drücken! und deine Schande wider meine Anklage waffnen? Doch geh hin Schlange, hülle dich in ſeine Gunſt. umwind ihn ſiebenfach, koſ' und kitzle ihn, bis er dirs glaubt, daß du kein Schurke biſt. Ich will dich vorfodern, vor ihm und ſeinen Rittern dir ins Ohr brüllen, daß du ein Verführer biſt, will dirs beweiſen mit Speer und Schwerdt. Und wenn er das theure Leben ſeines Günſtlings den Ritterrechten entziehen will, ſo ſey dir Fehde geſchworen dein Lebelang! Meine Rache ſoll mich ſelbſt überleben, ich will ſie verewigen in meinen Kindern. Mahlen will ich dein Bubenſtück laſſen in Lebensgröße und es aufhängen bey mir, dann will ich alle Tage meine Kinder hinführen vor das Schandegemählde, all meinen Haß in ihre Seele jagen, bis ſie mir ſchwören, ihrer Mutter Schmach zu rächen an dir.

Der a. Steinheim. Urach, du warſt ſonſt ein edler Mann, liebteſt Recht und Wahrheit, deine Rache macht dich zum Unmenſchen. Du zerreißeſt alle Bande, und wütheſt in dein eigen

Einge=

Eingeweide. Henneberg war nie unedel, will und kann ſich rechtfertigen: er ſtreitet dir dein Recht auf Erwinen nicht ab, lern' ihn kennen, und nimm in Güte aus ſeiner Hand, was er dir anbeut! Glaube mir auf mein Wort, hätte dich Henneberg beleidigt, ich würde der erſte dein Recht ſuchen beym Kaiſer, und meine alte Kehle anſtrengen, daß ſie die deinige überſchreyen ſollte. Denk an Erwinen, Urach, die dich nicht überleben würde, denk an deine Kinder, die du zu hüfloſen Waiſen machſt, denk an das, was du dir ſelbſt ſchuldig biſt. Schone dein Leben, das der Himmel ſo wunderbar dir friſtete, ſchenk es deinem Weibe, deinen Kindern und deinem Vaterlande, thu, wie's einem deutſchen Ritter ziemt, und hinterlaſſe der Nachwelt nicht die traurige Geſchichte, daß Männer Deutſchlands ihre vollen Kräfte nur anwenden ſich einander ſelbſt aufzureiben, und ihrem Lande eine Zierde zu rauben, auf die es ſtolz iſt.

Urach. Biſt du fertig alter Cicero? Wie du das Wort führſt für deinen Senat? Aber ſiehſt du, ich bin Catilina, und kann euch die Antwort nur geſchrieben ſchicken, mit Ritter, oder Schur-

ken-

kenblut, wie's kommt. — Hier iſt ein guter Griffel, und ich führe eine leſerliche Hand, du ſollſt keine Brillen brauchen, Alter! Und des Buben Haut da iſt fein Pergament, worauf ſich gut ſchreiben läßt. — Alſo morgen vor den Kaiſer! hörſt du? vergiß aber nicht deine Rüſtung abſtauben zu laſſen. (ab)

Achter Auftritt.

Die Vorigen.

Henneberg. Ich habe Schimpf von Urach erlitten, den noch kein Ritter duldete; aber es ſchimpfte ein Raſender! — Mehr als das kränkt mich Euer Argwohn, Freyherr, um deſſentwillen ihr mir Urachs Wiederkunft verheimlichen wolltet. Konntet ihr mich ſo ſehr verkennen, daß ihr fürchtetet, ich möchte meine Rechte an Erwinen nicht aufgeben wollen.

Der a. Steinheim. Verzeih Henneberg, der Schlag war für mich zu betäubend, als daß ich bey meinen Maßregeln nicht irgendwo hätte verſtoßen ſollen! — Aber wie geriethſt du gerade Urachs erſtem Grimm in die Hände? Warum kamſt du von Worms wieder?

Hen-

Henneberg. Einer meiner Leute, der etwas von Urachs Widerkunft gehört hatte, kam mir reitend mit der Schreckenspoſt nach.

Der a. Steinheim. Aber Urachs Grimm, wie werden wir dem Schranken ſetzen? Was für Mittel, den blutigen Folgen ſeiner Rachgier vorzubeugen? Wie wärs, wenn Du morgen nicht vor Gericht erſchienſt, Dich citiren ließeſt, und warteteſt, bis ſeine Hitze ſich gelegt hat?

Henneberg. Das leidet meine Ehre nicht, Steinheim! Urach würde ſeine Anklage vorbringen, meinen Leumuth nicht ſchonen, mich, in Gegenwart des Kaiſers, der Ritter und des Volks zum ſchwärzeſten Verbrecher machen, und und meine Abweſenheit zum erſten Beweis ſeiner Anklage nehmen. Ich habe mich ſelbſt auf den Kaiſer berufen, und bin hier (auf ſein Herz deutend) zum voraus losgeſprochen. Urach hat nichts als ſeinen Zorn, womit er ſeine Anklage unterſtützen kann.

Der a. Steinheim. Aber wenn Urach auf einen Zweykampf dringt, und der Kaiſer ihm bewilliget?

Henneberg. So werd' ich ihn annehmen.

Der

Der a. Steinheim. Und dein Leben einem Wüthenden Preis geben?

Henneberg. Ich fürchte keinen Gegner, und den in Wuth am wenigſten. Stärke macht überlegen im Krieg, im Zweykampf gilt Klugheit und Geſchicklichkeit mehr. Ueberall das hab' ich die gerechte Sache.

Der a. Steinheim. Aber eben die gerechte Sache, wenn ſie offenbar gerecht iſt, wie die deinige, berechtiget zu keinem Zweykampf. Denn da ſoll zweifelhaftes Recht mit zweifelhaftem looſen, nicht klares Recht mit Unrecht. Und was kann der Ausſchlag gutes bringen? Dein Tod raubt dem Kaiſer und Reich eine Stütze und giebt deiner guten Sache den Schein des Unrechts, Urachs Tod iſt ein Verluſt für Erwinen, den ſie nicht überleben würde. Kannſt du zu einem Kampf die Hand bieten, deſſen Folgen allemahl blutig und unglücklich ſind?

Henneberg. Steinheim, Ihr kennet die Geſetze des Reiches und des Ritterſtandes. Den Zweykampf ausſchlagen, hieße, meine Feigheit geſtehen oder mein Unrecht öffentlich anerkennen. Beydes kann und darf ich nicht. Und wenn ich

alles

alles wagen wollte, was würd' es nützen? Ich Ich kenne Urach's Haß, er iſt unauslöſchlich, wenn er einmahl in ihm aufbrennt. Seine Rachgier kennt keine Grenzen der Zeit, er würde ſeinen letzten Blutstropfen daran wagen, ſie zu befriedigen, und ewige Fehde wäre die Folge meiner Nachgiebigkeit. Würd' ich dann nicht wider ihn als einen Störer des Landfriedens zum Kaiſer um Hülfe rufen müſſen, und geſchehe das, ſo würd' er von neuem das Opfer ſeiner Rachgier. — Lieber Steinheim, fodert nichts übermenſchliches von mir. Bin ich nicht ohnehin von meinem Liebſten geriſſen, ſoll ich auch meine Ehre Urachs Ungeſtüm aufopfern? Ich habe Freuden von der Liebe gehofft, und ſie hat mir den Kelch ihrer herbſten Leiden zu trinken gegeben; und doch trank ich ihn gerne, ſo lang Erwine mir ihn mit manchem Tropfen von Freude verſüßte: nun bleiben mir die Hefen der Bitterkeit! Ich bin der Glückliche nicht, Sternheim, wofür die Welt mich hält. Sie glaubt alle meine Wünſche befriedigt, und weiß nicht, daß mir der größte und wichtigſte immer unerhört blieb. — Doch laſſet mich Erwinen noch einmal ſprechen, alle meine

Rechte in ihre Hände zurück legen, und ihr für alles danken, was ſie ihrem liebenden aber nie geliebten Henneberg zu lieb gethan hat.

Der a. Steinheim. Komm, Henneberg, und hilf einem gekränkten Vater wieder gut machen, was des Himmels Fügung wollte, daß es übel gethan war. Glaube mir, es iſt die ſchwärzeſte meiner Vaterpflichten, Dir das wieder nehmen zu müſſen, was ich Dir gab.

Vierter Aufzug.

Oeffentlicher Platz in Worms.

Erſter Auftritt.

(Ein Thron für den Kaiſer, nebſt Sitzen für die Richter. Des Herolds Sitz unter den Stuffen des Throns. — Des Kaiſers Einzug zum Gericht. Zuerſt die Leibwache, dann Knappen und Ritter, der Herold, die Richter, dann der Kaiſer. Um den Thron Volk.)

Kaiſer Heinrich (zu Henneberg, der ihm mit ſeinen Rittern von der andern Seite entgegen kömmt.) Du hier, Henneberg? Und kömmſt nicht zu mir? Aus fremdem Munde mußt' ich deine Geſchichte hören?

Henneberg. Die Verläumdung, Herr, hat ihre Stacheln gegen meine Ehre gewetzt. Ich erſchei=

ſcheine hier, um angeklagt zu werden: ich wollte meinen Kläger nicht reitzen, und dem Rechte freyen Gang laſſen.

K. Heinrich. Und dein Kläger iſt?

Henneberg. Urach.

K. Heinrich. Der Raſende! Was will er denn, der Tollhäusler?

Henneberg. Er fordert Genugthuung, und gibt mir Verführung ſchuld. Er wird auf einen Zweykampf dringen.

K. Heinrich. Denn Du nicht ſcheuen darfſt, er kann Dir frommen. Erwine verdient ja wohl ein Paar Rittergänge.

Henneberg. Ich fechte für meine Ehre, wenn ich muß. — Aber ich wollte ——— Da kömmt Urach!

K. Heinrich. Konnteſt Du nicht früher kommen, gewiſſenhafter Klügler! (geht zu Gericht.)

Zweyter Auftritt.

(Urach mit ſeinen Rittern ſtellt ſich gegen Henneberg über. Beyde Steinheim folgen. Kaiſer und Richter ſetzen ſich.

Herold (gebietet Stillſchweigen). Heinrich von Got=

Gottes Gnaden römiſcher Kaiſer entbietet all ſeinen lieben getreuen Fürſten, Grafen, Edlen, Rittern, und Knechten ſeine Gnad und Huld. Iſt wer von euch Gegenwärtigen, er ſey Edler, Knecht, oder Bürger, der gegen Jemanden Klage oder Beſchwerde hat, der bringe ſie hier den Geſetzen gemäß vor des Kaiſers heiligem Richterſtuhle vor, und erwarte Beſcheid und Urtheil. — Wer hat Klage?

Urach. Urach wider Henneberg auf Leib und Leben!

K. Heinrich. Man laſſe ſie vortreten!

Urach (tritt mit Henneberg vor). Graf von Henneberg, ich klage Dich an vor Gott, und vor dieſen edlen Männern Deutſchlands. Du biſt ein Verführer und ehrloſer Mann, Du haſt mein Weib zu verleiten geſucht, die mir gelobte Treue zu brechen, eh ich Deutſchland verließ, gegen die Ungläubigen zu ſtreiten, und aus dieſer heimtückiſchen Abſicht Freundſchaft gegen mich erlogen. Du haſt darauf auf ein falſches ununterſuchtes Gerücht von meinem Tode, meines Weibs Freunde verführt, daß ſie ſie überredet haben, dich in ihr Ehebett' aufzunehmen. Ich erkläre dich um deſ=

deſſentwillen für einen Verführer und ehrloſen Mann, und erbiete mich meine Beſchuldigung mit dem Schwerte gegen dich zu beweiſen.

Henneberg. Graf von Urach, ich antworte dir vor Gott, vor unſerm Kaiſer, und vor dieſen unſern edlen Richtern, daß du in allen Stücken deiner Anklage ſchändliche Unwahrheit ſprichſt. Ich habe meine Augen nie zu deiner keuſchen Gattinn erhoben, bis ich, nicht durch Gerücht, ſondern von deinem Schwager, der hier gegenwärtig iſt, die Nachricht von deinem vermeynten Tod erhielt. Ich habe mich darauf nach Vorſchrift der Geſetze mit ihr verlobt, mit Einwilligung ihrer und deiner Anverwandten. Ich erkläre dich alſo für einen ehrloſen Verläumder, und will dir, wenn du deine Anklage nicht wiederrufſt, mit dem Schwerte beweiſen, daß du ein ſolcher biſt.

Fr. Steinheim. Ich bin dem Grafen von Henneberg, und der Wahrheit mein Zeugniß ſchuldig. Ich und alle Ritter in Paläſtina, die aus dem chriſtlichen Lager mit uns waren, ſahen Urach vom Pferd ſtürzen, und ſein Tod war nicht nur im ganzen chriſtlichen Lager gewiß, ſo lang ich noch da war, ſondern auch alle Ritter, die

nachher aus Paläſtina kamen, beſtätigten die nämliche Sage. Das iſt Wahrheit, ihr Richter, und Urachs Anklage wäre Verläumdung, wenn er ſie nicht widerriefe.

Urach. Eh muß Wahrheit zur Lüge werden, eh ich ein Wort von dem widerrufe, was ich Henneberg ſchuld gab. Vielmehr rufe ich zu Euch, ihr Richter, und zu Dir, höchſter Regent, um Genugthuung für den Schimpf, den Henneberg meinem Bette angethan hat, und begehre nach den Geſetzen unſerer Väter, daß Du mir erlaubeſt, meine Anklage mit dem Schwerte zu beſtätigen, und Richter zu unſerem Kampfe verordneſt.

Der a. Steinheim (tritt vor.) Ihr Edlen Deutſchlands, und Du unſer höchſter Herr und Richter, hört einen alten Mann, dem der Schmerz Kräfte gegeben hat, an dieſem Ort Euerer Verſammlung zu erſcheinen. Horchet nicht auf die Stimme eines Raſenden, den ſeine erſte Hitze blind gegen Recht und Wahrheit gemacht hat! Gebet nicht zu, daß ein junger wüthender Mann die tapfere Sitte unſeres Vaterlandes, die uns berechtiget, wirkliche Beleidigungen zu rächen, zur Befriedigung ſeiner Leidenſchaften mißbrau-

che!

K. Heinrich. Graf von Urach, Deine Hitze beweiſt wider Dich, und der Freyherrn von Steinheim Ausſage macht Deine Beſchwerde wider Graf Henneberg zur Verläumdung. Henneberg hätte größer Recht, Klage wider Dich zu führen. Indeſſen bedenkt, Ihr Ritter, was Ihr begehrt. Das Recht ſoll nicht zerſchneiden, was gelöſet werden kann. — Biſt Du erbietig zum Vergleich, Henneberg?

Henneberg. Ich ſtehe hier für meine Ehre. Nimmt Urach ſeine Anklage zurück, und widerruft, was er mir fälſchlich ſchuld gibt, ſo leg ich meine Hand lieber in die ſeinige, als an mein Schwert.

Urach. Wiederholen will ichs, wiederholen, ſo lang ich Zunge und Athem habe, und den letzten Hauch meiner Kehle aufbieten, Dir zu ſagen, daß Du ein Verführer biſt. Hört es alſo noch einmahl, Ihr hier Verſammelten, der Mann da, der ſo auf Ehre pocht, hat mein Weib verführt, und ſucht nun Decke für ſeine Schande. Er möchte gern, daß der Mann, den er beſchimpft hat, die Hand vor's Auge halten, und ſeine Beſchimpfung nicht ſehen ſoll. Er bietet mir ſeine Hand

und

und will, daß Ihr das für Großmuth und Friedensliebe halten ſollet. Aber laßt Euch nicht blenden, Ihr Richter! Das Laſter kann ſich einem Salomon unkenntlich machen, wenn Heucheley ihm zu Geboth ſteht. Er hat ſich Wortführer und Vorredner zu ſeiner Schande gebeten, die Euch Staub in die Augen ſtreuen ſollten. Dieſe hatten einmahl die Hand zu ſeiner Schandthat geboten, und können ihm nun ihre Zunge nicht verſagen. Hatte der Heuchler Muth genug mein Weib zu verführen, ſo hab er auch Muth, für ſeine That zu fechten. Das und nichts anders, fodere ich nach den Geſetzen, die Rittern erlauben, ihr Schwert zum Richter ihrer Händel zu machen. Würde mir der geſetzmäßige Zweykampf verſagt, ſo hätt ich Fug und Recht, ihn zu befehden, und das geſchähe, ſo lang Urach und Henneberg lebten.

K. Heinrich. Graf von Urach, Deine Anklage iſt eine Reihe von Verläumdungen, unerwieſen, und ohne Grund, wie Deine Hitze. Das Gericht will Beweiſe, nicht Schmähungen, und die ſtrengſte Gerechtigkeit ſieht keine Spur von all dem an Hennebergen, was Du ihm Schuld gibſt.

Urach. Weil ſie denn gar nichts ſehen will, die ſtrenge Gerechtigkeit, ſo ſoll das ihr die Binde vom Geſicht reiſſen (zieht einen Brief hervor.) Es iſt ein Dankſchreiben, Hennebergs eigene Hand, geſtern geſchrieben an die Vorſteherinn von Andlau, ſeine Vertreterinn bey meinem Weibe. — Die Triumphſprache des Böſewichts, wenn er am Ziele ſeiner Ränke iſt. — Sie höre alſo, die ſtrenge Gerechtigkeit, wenn ſie nicht auch taub iſt (lieſt.) „Was ſoll ich Euch ſagen, wie danken für all das, was ich Euch ſchuldig bin? Wenn meine Liebe zu dem beſten, edelſten Weibe über allen Ausdruck iſt, ſo iſt es ja auch mein Dank. Ich bin am Ziele meiner vieljährigen Wünſche (mit bitterem Nachdruck) und Eure Mutterhand hat mich dahin geführt. Ich ſah, und liebte, kämpfte und verzweifelte, hoffte, und verzweifelte wieder, da kam mir aus Eurer Hand das Koſtbarſte, das Einzige — Erwine! O, was ſind die Leiden meines langen ſiebenjährigen Kampfes gegen den heutigen Tag! Ich muß enden; ich denke, ſehe, und fühle nichts, als daß Erwine mein iſt! — Nun, Heuchler, wurmt's dir, daß ich mehr Beweiſe habe, als Du wünſchteſt? Frage ſie nun

die

die Gerechtigkeit, ob ſie noch nicht ſieht, daß Du mein Weib früher liebteſt, als ſie es erlaubt.

Henneberg (im frey entſchloſſenen Tone des guten Bewußtſeyns.) Ich bin ein Menſch, ihr Richter, und mein ſind die Gebrechen der Menſchheit, aber nicht ihr Arges. Die ganze Welt mag es wiſſen, daß ich Erwinen liebte, ich habe nicht Urſache darüber zu erröthen. Ich berufe mich ſelbſt auf meinen Brief, den Urach unritterlich mir auffing. Er enthält in ſechs Worten die ganze Geſchichte meines Herzens, und meine Rechtfertigung. Nur Urachs Auge konnte darinn Beweiſe des Laſters finden. (zu Urach) Ich würde weder gekämpft, noch verzweifelt haben, wenn ich die Mittel, Erwinen zu beſitzen, die Du mir ſelbſt an die Hand gabſt, hätte nützen wollen. Ich durfte Dich nur Deinem Schickſale überlaſſen, da Dein Todesurtheil gewiß war, um meine Abſichten auf Erwinen früher und gewiſſer zu erreichen, wenn ich welche gehabt hätte. — Euch alle hier Gegenwärtigen fodere ich auf, mich einer unedlen That an Urach zu zeugen, und wenn das keiner kann, ſo will ich mit dem Schwerte Dir beweiſen, daß Du gelogen haſt.

K. Heinrich. Graf von Urach, Deine Anklage bleibt Deines Beweiſes ungeachtet Verläumdung, die Gerechtigkeit darf nur Thatſachen richten, nicht Gedanken und Herzen. Es ſey Euch alſo der Zweykampf zur Erhaltung des Landfriedens, und zur Handhabung der Ehre Hennebergs erlaubt. Beyde Richter hier mögen demſelben als Kampfrichter vorſtehen, für den geſetzmäßigen Fortgang deſſelben ſorgen, und nach dem Ausſchlag urtheilen. Doch bleibt Euch die Freyheit eines gütlichen Vergleichs hiemit unbenommen (ſpricht leiſe zum Herold.)

Herold. Wer noch Klage oder Beſchwerde hat, erſcheine morgen hier vor des Kaiſers Gericht!

Urach und Henneberg neigen ſich. Urach verläßt mit ſeinen Rittern den Gerichtsplatz. Der Kaiſer geht vom Gericht in voriger Ordnung.

K. Heinrich (im Weggehen.) Es gilt Erwinen, Henneberg!

Drit-

Dritter Auftritt.

Der alte Steinheim, Fr. Steinheim, Henneberg.

Der a. Steinheim. Alſo mußt' es wahr werden, was ich fürchtete! Dein oder Erwinens Leben ſoll auf der Spitze eines Schwertes ſchweben, das ein Raſender führt? O Henneberg! dieſer Zweykampf bricht, was vielleicht noch gerade gebogen werden konnte; er koſtet nur edles Blut, er wird eine mächtige Eiche aus Deutſchlands Boden reiſſen, und eine Blume dazu, die werth war, in ihrem Schatten zu duften. — Wie leicht hätte das alles verhütet werden können, hätteſt du durch einen Aufſchub Urachen Zeit gelaſſen, ſeine erſte Hitze zu verſchnauben.

Henneberg. Ich kann den Sturm nicht halten, Steinheim, und dem Blitz den Weg nicht vorzeichnen, den er machen ſoll. Ihr ſahet ſelbſt, wie Urach tobte, wie er alles beleidigte, und die Unpartheyiſcheſten wider ſich aufbrachte. Was würd' er nicht unternommen haben, hätt' ich ſeiner Zudringlichkeit auszuweichen geſucht? Ich weiß, daß Urachs und Erwinens Leben nur ein

Leben iſt, und fühle, was aus mir werden würde, ermordet' ich zwey in Einem. Aber eben das beſtimmte mich, lieber den Zweykampf anzunehmen, als Urachs Befehdungen über mich kommen zu laſſen. Ich kann einen Gegner, den ich vor mir habe, deſſen Streiche ich ſehen und zählen kann, leichter ſchonen, als den, der von den Rücken auf mich eindringt, und nur das kann Urach retten, wenn er noch zu retten iſt. Er muß im Zweykampf ſeine Streiche nach Regel und Vorſchrift führen, und das allein macht meine Vertheidigung leicht, und ſeine Erhaltung möglich. — Erwinens Schutzgeiſt flüſterte mir dieſes, und meiner Liebe war der Wink, ihr Urachen zum zweytenmale wiederzugeben, Gottes Geboth. Sehet, lieber Steinheim, das war die geheime, euch ſo unbegreifliche Urſache, warum ich ſo bereit zum Zweykampf war, an deren Stelle ihr wohl vielleicht ganz andere eigennützigere Abſichten mochtet vermuthet haben, die meine Liebe zu Erwinen nie gekannt hat.

Der a. Steinheim. Ja, Henneberg, ich glaubte die Menſchen zu kennen, ſah ihr Thun und Laſſen, und fand ſie in einem gewiſſen Puncte

alle

alle einander gleich; verzeih, daß ich vergaß an Dir eine Ausnahme zu machen. — Aber wird nicht dein Edelmuth verloren gehen an dem Wüthenden? Und iſt er Dir nicht überlegen an Stärke? Wie nun, wenn Rachgier und Eiferſucht alle ſeine Kräfte ſpannen, und anſtrengen, und er dich zwingt —

Henneberg. Sorget nichts! Wenn Urach mattgekämpft, und leicht verwundet, fühlt, daß er mir nichts mehr anhaben kann, und ich, eh ihn noch Verzweiflungsmuth ſpornt, in mein Schwert zu rennen, zu ihm hintrete, die Hand ihm biete, und ſage: Lebe für Erwinen, Urach, und ſchenk mir deine Freundſchaft wieder! — Wenn ihn das nicht rettet, ſo rettet ihn nichts!

Der a. Steinheim. Henneberg, Du biſt ein Engel unter den Menſchen; Gäb es nicht höheren gewiſſen Lohn, ich würde den Mann einen Thoren ſchelten, der ſein Liebſtes hingäbe, und es dem andern noch aufdränge. Aber bey allem dem ſorg' ich, Dein Edelmuth rettet Urachen nicht. Der Gedanke, ſein Leben aus Deiner Hand zu nehmen, wird ihn aufs neue empören, er wird ſeine Kräfte zuſammenraffen, wie ei-

einer, der im Todeskampfe mit zuſammengeſpannter letzter Kraft ſich dem Tode entgegen ſtemmt, und Deinem Schwerte Streiche abnöthigen, die über Dein oder ſein Leben entſcheiden müſſen.

Fr. Steinheim. Das wird er nicht, Vater. Uebergänge ins Entgegengeſetzte ſind jeder hochgeſpannten Leidenſchaft natürlich, zumahl in dem Augenblicke, wo das Gefühl des Unvermögens, ſie zu befriedigen, über uns herfällt. Wie vom Bliz erleuchtet, wird Urachen Hennebergs Unſchuld entgegen ſtralen, und die Macht, die jede ſchöne That über ein edles Herz hat, wird ihn überwältigen. Eher möcht' ich fürchten, daß nicht Schaam über ſein Unrecht ſeine Ausſöhnung hindere. Aber ich kenne Urach, er hat Sinn für Recht und Wahrheit, und feſten Muths genug, ſie zu nehmen, wo er ſie auch findet. War nicht auf Carls Zeugniß von Erwinens Liebe ſein erſtes Wort Verzeihung? Bleib bey deinem Entſchluß, Henneberg, es wäre ein Glück für die Menſchheit, wenn überall, wo Recht mit Unrecht ſtreitet, Edelmuth entſcheide! — Aber vor allen muß verhütet werden, daß Erwine nichts

vom

vom Zweykampf erfährt, ihr Herz würde ſo viele Schläge aufeinander nicht aushalten.

Der a. Steinheim. Dafür muß ſogleich geſorgt werden. Eile zu Erwinen, Friederich, eh das Gerücht uns zuvorkömmt, du kannſt in einer Stunde wieder hier ſeyn. Sag' ihr, was du dienlich zu ihrer Beruhigung glaubſt, und verſperre dem Gerüchte vom Zweykampf allen Zugang zu ihr. Sie iſt ſchwächlich, und wird ohnehin nicht aus dem Zimmer können.

Henneberg. Thu das, Steinheim, und verbiete meinen Leuten aufs ſchärfſte, ihr Geträtſche davon nicht laut werden zu laſſen. — Ich muß nun zu den Kampfrichtern, der Anſtalten wegen.

Der a. Steinheim. Ich will dich begleiten, Henneberg. Möchte doch der Höchſte deinem Edelmuth alle die Kraft über Urachs Herz geben, die er in ſeine wirkſamſten Gnaden zu legen pflegt!

Fünfter Aufzug.

Kampfplatz.

Erſter Auftritt.

(Der Kampfplatz mit hölzernen Schranken umgeben. Außer demſelben Sitze für die Kampfrichter. Zwiſchen denſelben auf einer Tafel das Ritterbuch. Um die Schranken Volk.)

Treuhold. Wohl mir, daß ich noch zurecht komme! Tauſende kömt die Neugierde her an Schranken, und ich ſollte nicht da ſeyn, wo es Urachs Leben gilt? Ich nicht? — Pfuy mir! daß ich nicht augenblicks meinem Herzen folgte, und erſt meinem Kopf die Erlaubniß hiezu abdisputirte! Als ob auch Urach Zeit gehabt hätte, zu bedenken, wem er befahl, da wegzubleiben, wo er um Leib und Leben ficht. Daß bey uns Alten der Kopf doch gar ſo gern das Herz überwächſt!

wächſt! — Und doch wünſcht' ich Urachen heut meinen kalten bedächtlichen Greiſenſinn, daß er überlegte, und ſein Leben nicht wagte. — Wagte? Wagt denn der Mann mit Muth und Stärke von zehn, wenn ers mit einem aufnimmt? So dacht' ich immer, und konnte der Gefahr lachen, ſo oft der Eine kein Henneberg war. Und noch würd' ich lachen, ſtünd er gegen ihn als Feind im Krieg. Aber hier ſoll Urachs grenzenloſer Muth in hölzerne Schranken ſich einengen. Hier ſoll Urach in Feſſeln kämpfen, ſeine Streiche wägen, meſſen und zählen, wie auf der Kampfſchule. Und kann er das? Wird er das? — Und Henneberg, der kalte, kampfberühmte Henneberg, der jedes Schnürchen ſeiner Kunſt am Finger hat, der immer kalt genug iſt, ſeinem Gegner jeden kleinen Vortheil abzulauern, und bey dem allen ein Ritter, dem noch keiner ſagen durfte: Du unterlagſt! O ich möchte zittern wie ein Kind, und ſchreyen wie ein Weib vor Furcht für Urach! —

Zweyter Auftritt.

Kirmar, Treuhold.

Kirmar. Du hier, Treuhold, und nicht auf Urachs Schloſſe? Zog Dich auch die Neugierde her?

Treuhold. Ich würde mich meines Herzens ſchämen, könnt' ich, wo Menſchenblut fließt, Weide für meine Augen ſuchen. Immer dacht' ich mir, der Schmerz eines Menſchen ſollte zücken durch die geſammte Menſchheit, und wenn ich dann um den Leidenden ein Heer von Gaffern wie zu einem Luſtſpiel verſammelt ſehe, iſt mirs, als ſähe ich den Körper eines Ungeheuers, an dem ein Glied blutet, und die andern Glieder jauchzen! Glaube mir, ich wäre nicht hier, könnte das blos Schauſpiel für mich ſeyn. Aber wo Urach kämpft, darf Treuhold nicht wegbleiben.

Kirmar. Du thatſt wohl daran, daß Du kamſt. Urach kämpft mit Henneberg, und da braucht ſein Gegner immer einen, der das Teſtament aufnimmt.

Treuhold. Wenn das Spott iſt, Kirmar, ſo gieß nicht Galle in meine Furcht. Den Mann

könnt'

könnt' ich haſſen, wie den Erbfeind, der mir über Urachs Gefahr ſpottete.

Kirmar. Sey nicht ungehalten, Treuhold! Es war nur Vertrauen auf Henneberg, nicht Spott über ſeinen Gegner. Zwar kenn' ich keinen Ritter in Deutſchland, der Urachen an Muth und Stärke glich; aber die Schranken da ſind nicht wie das Schlachtfeld, wo der ſtärkſte Hieb der beſte iſt. Hier gilt nur das, worin Henneberg ſeines gleichen nicht hat, Geſchicklichkeit und Klugheit, die wohl von keiner Hand zu erwarten iſt, in deren Adern ſiedendes Blut brauſt.

Treuhold. Willſt auch Du an mir zum Unglückspropheten werden? Doch was iſt Menſchengrübeln in die Zukunft? Die Hand, die ihn im Kriege ſchützte, kann ihn auch hier retten. O Kirmar! an mir ſtirbt alles mit Urach, und gerne tauſch' ich dieſen grauen Kopf mit einem kahlen Todtenſchädel, wann ich Lebensblut an Urachs Locken ſehe. — Sie kommen. Laß uns unter die Zuſeher mengen.

Dritter Auftritt.

Einzug zum Kampf.

Urach in ſchwarzer Rüſtung, im Schild ein Löwe in Wuth gemahlt, mit der Innſchrift: Ich ſuchte mein geraubtes Liebes mit Trauren. Vor ihm vier Ritter und zween Knappen.

Henneberg in blauangelaufener Rüſtung, im Schilde eine ſchlafende Schlange mit der Innſchrift: Tritt mich nicht! Ebenfalls mit vier Rittern, und zween Knappen. Hinter ihnen der alte Steinheim und Friedrich Steinheim.

Die Ritter treten vor die Kampfrichter zur Tafel. Ein Ritter lieſt ihnen die Schwurformel vor.

Richter (lieſt.) Ihr mannhaften Ritter, die ihr als Zeugen der beyden Edlen zugegen ſeyd! Könnt ihr zeugen vor Gott, und vor uns, daß keiner von ihnen jemals ſeine Ritterwürde verunglimpft habe, daß ſie nie Meuterey gegen das Vaterland angeſtiftet, keinen Meuchelmord, keinen Meineid begangen, und nie was gethan haben, das ihre ritterliche Ehre geſchändet hätte. Könnt ihr das zeugen?

Ritter. Wir können.

Richter. So ſchwöret es hier über dem heiligen Ritterbuche.

Rit-

Ritter (halten jeder zween Finger auf das Buch) Wir ſchwören.

Richter. Nun ſchwört auch Ihr, edle Kämpfer, Euch Euerer Schwerdter nach Vorſchrift der Geſetze zu gebrauchen, ohne Liſt und Bevortheilung, wie's rechtſchaffenen Rittern ziemt. Schwört, und giebt euch darauf die Hände.

Urach und Henneberg (geben ſich über dem Buch die Hände.) Wir ſchwören.

(Die Richter beſehen der Ritter Schilde und Schwerdter, und weiſen jedem ſeinen Platz in den Schranken an.)

Richter (nachdem er aus den Schranken getreten.) So möget ihr nun beyde auf den erſten Stoß in die Trompete den Kampf beginnen.

Henneberg (tritt aus den Schranken zu den beyden Steinheim, und giebt ſeinen Schild den Knappen.) Ihr beyden Lieben, Euch und Erwinen will ich thun, was ein Menſch vermag, und ein Ritter darf! Betet für mich und Urach, ich würde vielleicht Wunder thun, betete auch Erwine für mich.

Urach (winkt Hennebergen zornig, und ſieht geärgert auf die Richter.)

Henneberg. Sollte aber ein widrig Ungefähr — Ihr verſteht mich — ſo gebt das (giebt ein verſiegelt Blatt heraus) Erwinen; und das, Lieber, (giebt ein größeres dem jungen Steinheim) iſt mein letzter Wille, laß Dir ihn heilig ſeyn, nicht dem Inhalt, dem Herz deſſen, der ihn ſchrieb, ſcheuk eine Freundesthräne, und Erwinens Mitleid. —

Urach (ſtampft.) War hier Zeit zum Abſchied, Zauderer?

Der a. Steinheim. Mann, wie ich keinen kenne, erhalte dich uns und der Menſchheit, und ſchone des Raſenden! Leb wohl! (küßt ihn.)

Urach (zu den Richtern.) Soll ich auf ihn, wie der Henker auf den Miſſethäter warten? — Das Zeichen!

Fr. Steinheim. Möge Dein und Urachs Schutzgeiſt auf Eurer Schwerdter Spitze ſchweben! Leb', uns Bruder, und denk' Erwinens. (umarmt ihn)

Urach. Das Zeichen, ſag' ich! (Man ſtößt in die Trompete.)

Henneberg (beyder Hände faſſend.) Lebt wohl! (nimmt den Schild, und eilt zum Kampf.)

Sie

(Sie kämpfen. Henneberg ſucht Urachen durch Ausweichen matt zu machen, und ihm in ſeinen Nachſtößen leichte Wunden beyzubringen. Es gelingt ihm; Urach bekommt viele Wunden.)

Henneberg. (ſieht Urach entkräftet, wirft Schild und Schwerdt weg, und tritt zu ihm hin.) Urach, Du biſt verwundet und matt, Du haſt der Ritterehre genug gethan, aber Du ſiehſt, das Glück will Dir nicht. Fodere alles von mir, nur nicht Deinen Tod. Verzeih mir, gleichwie ich Dir verzeihe, und gieb mir Deine Hand!

Urach. Willſt du Comödie mit mir ſpielen? Fort Heuchler, vertheidige dich!

Henneberg. Ich habe Dich nie beleidiget; zwing mich nicht hier zum erſtenmal Böſes an Dir zu thun. Erhalte Dich deinen Kindern, lebe für Erwinen, Urach!

Urach. Du ihren Namen, Verführer? — Fort ſag' ich, Memme, wehre dich!

Der a. Steinheim (ruft von den Schranken ihm zu.) Hör' Urach, eh Du in Dein Verderben rennſt! Du tödteſt Erwinen, und Deine Kinder!

Urach. Wollt ihr mich aufs neu' umſchlin-

 gen?

gen? — Wehr' dich, Bube, ſag' ich! (ſchlägt nach ihm.)

(Henneberg rafft Schild und Schwerdt auf, kämpfet, und verwundet Urach.)

(Urach fällt. Henneberg eilt ihm zu Hülfe, und nimmt ihm den Helm ab. Treuhold, Kirmar und Urachs Leute eilten herbey.)

Der a. Steinheim. Gott! ſo mußt' es ſo kommen!

Henneberg. Ich hab ihn getödtet, und in ihm mich ſelbſt! (tritt vor die Kampfrichter.)

Richter. Graf von Henneberg, Du haſt Deinen Sieg ehrlich und edelmüthig erfochten, wir ſprechen Dich hier öffentlich von Deines Gegners Beſchuldigung los.

Henneberg (neigt ſich.)

Vierter Auftritt.

Erwine und die Vorigen.

Erwine (ſtürzt herein.) Rettet! o rettet mir Urach! (erblickt ihn, und fällt ſinnlos auf ihn hin.)

Beatrix. Ach, Freyherr, ſie war nicht zu halten. Sie hörte vom Zweykampf, und wollte zu Fuß herrennen; kaum, daß ich ſie auf ein Pferd brachte.

Der.

Der a. Steinheim. Gott! ſo müſſen alle deine Schreckniſſe über mich kommen! (geht auf Erwinen zu, und will ſie von Urach losmachen.)

Erwine. Was wollt ihr? Seht ihr ſein Leben flieſſen? Urach hat viel, viel Leben. — O geht, ich bitt' euch, haltet es auf, laßt es nicht verrinnen! — Könnt ihr nicht? Nicht? Oder hättet ihrs gern, um das euere damit zu verlängern? Ihr habt recht, es kann euch zureichen auf hundert Jahr! — Aber denkt, es gehört Urach, und ſtehlen iſt eine große Sünde! Ich laß euchs nicht! Urach iſt mein, wißt ihr das? und ſein Leben auch (ſteht auf, und ſieht die Umſtehenden einen nach dem andern an.)

Der a. Steinheim. Schrecklich, Schrecklich! Jammer auf Jammer!

Erwine (zu Henneberg.) Das war ein garſtiger Heide, Henneberg, der Urach tödtete! Wie ſah er denn aus? Geh, guter Henneberg, beſchreib mir ihn, aber recht kenntlich! Ich will ihn aufſuchen, den grimmigen Räuber, er ſoll mir Urachs Leben wieder geben. Sieh, Henneberg, ſo, (hält die Hände zuſammen) ſo will ich ihn bitten. Geh mit, geh, hilf mir bitten! —

Aber pfuy, Henneberg, Du haſt ein Schwerdt, und zogſt es nicht gegen den Heiden? Urach hätt' es gezogen für Dich! — Sage mir, war denn Carl nicht bey ihm, als der Türke kam? — O, der hat gewiß geſtritten für Urach! Er wird wohl auch todt ſeyn! (ſieht umher.)

Henneberg. Sie hat mir mein Innerſtes zerriſſen!

Erwine (kömmt zu Urach, den ſeine Leute ent. waffnen wollen.) Was macht ihr da? Laßt, o laßt ihm ſein Ehrenkleid! Seht, ich habe meins ja auch an. Heut' iſt unſer zweyter Hochzeittag, verſteht ihr? (zu ihrem Vater) Wir werden luſtig ſeyn, Vater, nicht wahr? Sind recht viel Hochzeitgäſte geladen? Meine Freunde, Urachs Freunde, Henneberg — nein, nein, Henneberg nicht, Urach will ihn nicht dabey. (zu Henneberg) Du darfſt nicht dazu, Henneberg! ich halte Hochzeit mit Urach, nicht mit Dir, hörſt Du? (greift auf den Kopf) Aber ich habe keinen Kranz, Vater, keinen Rosmarin, und den muß ich haben. Guter Vater, ſchaff' mir einen Kranz! (leiſer) aber zeig' ihn ja Hennebergen nicht! er würde mir Dornen einflechten. (ſeufzt) Hier (aufs Herz deu-

tend)

tend.) hier hängt was, Vater, ſchwer, recht ſchwer! Es will mich zu Boden ziehen! (ſich auf ihn ſtützend) Geh führe mich zu meinem Bräutigam, er wird mirs wegnehmen, was hier liegt. (ſetzt ſich neben Urach auf die Erde, und nimmt ſeine Hand) Kalt! Eiskalt! Und ſo ſchwer! (läßt ſie fallen) Willſt du mir deine Hand nicht laſſen, Urach? (ſchwächer) Gebt mir ſie, ich bitt' euch! (Treuhold legt Urachs Hand in die ihrige) So! So! — Itzt zur Hochzeit! (ſinkt auf ihn hin.)

Kirmar (ihr den Puls fühlend.) Ich finde kein Leben an ihr.

Beatrix. Gott! Sie iſt dahin! Das unſchuldige Opfer der Liebe!

Der a. Steinheim. Erwine! Erwine! — Henneberg mußteſt Du ſie vermählen!

Henneberg. Ja, Steinheim, leg' ſie mir auf die ganze niederdrückende Laſt deines Jammers! Hier wüthen nur die Leiden der Liebe, laß mich auch fühlen den Schmerz des Vaters um ſein Kind! Gebt mir zuſammen alle eure Leiden, gebt mir ſie, ich will ſie feſthalten in meinem Herzen, ihre Stacheln ſchärfen mit jedem Tage, daß keine Zeit ſie abſtumpfe! (fällt in tiefes Denken.)

Der a. Steinheim. Herr! Du haſt deine Hand auf mich gelegt, und ſie iſt mir ſchwer worden!

Henneberg. Ich, Steinheim, habe den Greul in dein Haus gebracht, und kann ihn nicht tilgen; aber dafür leiden. Ich bin Urachs Mörder, Erwinens Mörder, und die Geiſel deines Hauſes! Das ſoll hier nagen, ſo lang Leben in mir iſt. Der ſoll kein Recht mehr haben an den Freuden der Welt, der ſolch Unheil um ſich her verbreitet hat. Abgeſtorben der Welt, will ich in einem Kloſter lebendig-todt ſeyn, und nur leben, um zu leiden. Ich lege meine Würden nieder, und Dir, guter Friedrich, dem ich, ohne die Fügung des Himmels, ſoviel zu danken haben ſollte, ſchenk' ich meine Güter. Aber Du, ehrwürdiger Alter, was vermag ich für Dich? Erſatz? — Bey meiner Ehre! Hätt' ich für mich einen, ich gäb' ihn Dir! Klage, heule über mich — nur fluche mir nicht! Selbſt Gottes Fluch geht nur über den Boshaften: und er ſey mein Zeuge, daß nie Arges gegen einen von euch in mir war!

Fr. Steinheim. Bleib bey uns, Bruder!

die Zahl der Edlen iſt klein unter den Menſchen; mach ſie nicht kleiner!

Der a. Steinheim. Henneberg, ich fühl' an Dir, was ich oft fühle bey den Leiden, die Gottes Hand mir zumaß. Ich litt', und konnte nicht murren wider den, der mich leiden ließ. Ich habe mir ſelbſt mehr zu verzeihen, als Dir. Ich knüpfte, was Du zerſchnittſt. Laß mich trauren mit Dir! — Mein Herz litt der Wunden viele, und — ſie wurden Narben: meine grauen Haare ſind mir Bürgen, daß dieſe Wunde nicht mehr zur Narbe werden wird. — Komm; unſere ſpätſten Enkel ſollens erfahren, daß es einſt ein deutſches Weib gab, deſſen Herz eher brechen, als für einen zweyten Mann ſchlagen konnte! — Und Schande, hohe Schande Ihnen, wenn ſie nicht weinen um ſo ein Weib!

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 015 309 607

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305

Digitized by Google